

# **Digitales Brandenburg**

hosted by **Universitätsbibliothek Potsdam**

## **Fontane-Blätter**

**Kreis der Freunde Theodor Fontanes**

**Berlin, 1965**

Heft 8 (1969)

**urn:nbn:de:kobv:517-vlib-196**



Institut für Deutsche Philologie  
Pädagogische Hochschule  
Potsdam

# FONTANE BLÄTTER

Band 1, Heft 8

(1819–1969)

1969

THEODOR FONTANE

## Unveröffentlichter Brief an seine Frau

Berlin 17. Juni 78.  
Potsd. Str. 134.c.

Meine liebe Frau.

Seitdem ich vorgestern meinen Riesenbrief zur Post gab, ist nicht viel passirt. Ich ging in den Rütli (bei Metastasio<sup>1</sup>) wo Zöllner<sup>2</sup> und Heyden<sup>3</sup> waren. Letzterer, wie ich nachher erfuhr, war eben mit einer neuen Philippika gegen Tobrenz fertig; „Cretin“, „Imbecile“ etc. Er sollte das nicht thun. Wessen Arbeiten nach Paris zur Ausstellung geschickt, respektive von unsrem Nat: Museum angekauft werden, der kann kein Cretin sein. Dahinter steckt mal wieder 'was Persönliches. Ich begleitete Zöllner, der eine Conferenz mit Mutter Bandelow hatte, bis vor seine Thür, machte meinen Spaziergang und ging nach Haus.

Der gestrige Tag, wenn er auch sonst nichts brachte, war gesellschaftlich sehr bewegt; von 1 Uhr Mittags bis Mitternacht immer im Gange. Erst zu Heydens zur Geburtstagsgratulation, wo ich mich kurz faßte, dann von 3 bis halb 8 bei Novilles<sup>4</sup>, dann bei Wangenheims<sup>5</sup>. Bei Novilles traf ich Grimms<sup>6</sup>, ein mir fremdes ganz nettes Fräulein, und „Onkel Bianchi“, den Bruder der Frau v. N. Es war *sehr nett*; besonders Berichtenswerthes kam nicht vor; nur 2erlei. Frl. Desteuque ist vorübergehend wieder hier. Sie ist „französische Dame“ im Hause eines reichen Amerikaners, mit dessen Familie sie diesen trip nach Europa gemacht hat. Es geht ihr gut, und sie sieht wohl und munter aus. Das Zweite betrifft Stockhausens<sup>7</sup>.

Du weißt vielleicht, daß sie ihm nicht bloß ein Fest geben, sondern auch einen Flügel schenken wollen. Zu diesem letzten waren aber erst 300 Mark oder nicht viel mehr eingegangen, und er kostet glaub ich 3000. Kommt dies *nicht* zu Stande, so ist das eine neue Blamage und bereitet neuen Aerger. Man braucht niemandem einen Flügel zu schenken; *wenn* aber mal davon die Rede ist, *wenn* das musikalische Berlin sich in seinem Respekt vor St. und in seinem künstlerischen Sinn überhaupt bethätigen will, dann muß dergleichen auch zu Stande kommen; die nicht fertig gewordene Huldigung ist eine Kränkung.

Bei Wangenheims waren die üblichen alten Quidipsen: Fräul. v. Wedell, Frl. Voelcker (Marthas Examen-Kameradin), Fräulein Schlegel oder so ähnlich (eine kleine Musiklehrerin) und Frl. Boehmer. Außerdem nur noch Herr Frommann; Windel<sup>8</sup> ist verreist. Der Abend verging heitler, als man nach dieser Zusammensetzung annehmen sollte. Frl. Voelcker ist allerdings ein unglaubliches Exemplar; den Lord Rochester zu *dieser* Jane Eyre möchte ich sehen. Er muß den Schliff eines Küsters haben. Bei Küster fällt mir Pastor Lionet ein; seine Schwester hat sich jetzt mit einem Herrn v. Ledebur verlobt; ich glaube *sehr* arm, so daß nun die Häuser Lionet und Ledebur doppelt verkettet oder wie Simon Dach sagte „verknotigt“ sind. Damals hatte das noch keinen Doppelsinn.

Ich habe heut die „Lebensräthsel“ gelesen und bin stark in den zweiten Band hinein. Vieles ist angelesen und für Behandlung von „Fragen“ reicht das kleine Köpfchen nicht aus; dennoch kommen Kapitel vor, die mich in Erstaunen setzen. Das große Kapitel, wo Günther und Margarethe (das junge gräfl: Paar) die Schlittenfahrt machen, Frau v. Massow, den alten General und den orthodoxen Pastor im Kaffeehause treffen und wo dann Margarethe, mit Hülfe des Spiegels der über dem kl. Klavier hängt, die Zärtlichkeitsszene zwischen Günther u. Fr. v. Massow sieht, die Flucht Margarethens in den Schneesturm hinaus, die Begegnung mit dem Doktor, die Entbindung, ihre Todesgefahr, das im Tiefsten getroffen sein Günthers, — das alles ist so gut, daß es fast nicht besser gemacht werden kann. Es ist doch eine kluge und was wichtiger ist eine talentvolle Frau.

Und nun leb wohl. Wie immer Dein

Th. F.

#### Anmerkungen

- 1 Metastasio, d. i. Schulrat Karl Bormann (1802–1882)
- 2 Karl Zöllner, Jurist (1821–1897).
- 3 Professor August Jakob Theodor von Heyden. Maler (1827–1897).
- 4 Oberst von Noville und Frau, geb. Bianki.
- 5 Karl Hermann Freiherr von Wangenheim (1807–1890) und Frau Elsy, geb. Aickner von Heppenstein (1814–1891).
- 6 Ferdinand Grimm, Vizepräsident und wirklicher Geheimer Ober-Justizrat.
- 7 Julius Stockhausen, Konzertsänger (1826–1906) und Frau Klara.
- 8 Karl Friedrich Adam Windel, Hofprediger an der Potsdamer Friedenskirche (1840–1890).

THEODOR FONTANE

**Unveröffentlichter Brief an Carl Credner, Leipzig**

Berlin 3. Februar 98.  
Potsdamerstraße 134.c.

Hochgeehrter Herr.

Vor vielen Jahren blätterte ich in einem Bande der größeren epischen Dichtungen Walter Scotts, deren eine (ich weiß nicht mehr welche) eine lange Fußnote hatte. Darin wurde die Archibald Douglas-Geschichte erzählt, aber mit dem Unterschiede, daß König Jacob ihn *nicht* zu Gnaden annimmt, sondern ihn aufs Neu in die Verbannung schickt. Was W. Scott in dieser Anmerkung erzählt, wird sehr wahrscheinlich historisch richtig sein.

Bleibt nur noch die Frage „*wann* hat dies alles gespielt, unter *welchem* König Jacob?“ Anfangs war ich geneigt, es in die Zeit von Jacob II. zu setzen, wo die großen Auflehnungen der Douglas gegen die Stuarts stattfanden. Das kann aber nicht richtig sein. In der W. Scottschen Anmerkung heißt es am Schluß: „Als Heinrich VIII. hörte, daß König Jacob den Douglas aufs Neue geächtet habe, mißbilligte er diese Härte, indem er die Worte sprach:

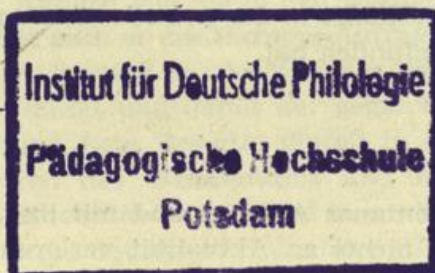
A kings face

Shall give grace.

Da Heinrich VIII. 1547 starb, muß die in der Ballade geschilderte Begegnung zwischen König Jacob dem *Vierten* (allenfalls auch dem *Fünften*) und Archibald Douglas stattgefunden haben. Trifft dies zu, so war Darnley der Enkel von eben *diesem* Douglas.

In vorzügl. Ergebenheit

Th. Fontane.



1969/205

## Das Oderland in Fontanes Wendenkonzeption

1

Die Stellung des Dichters zur Wendenfrage war schon wiederholt Gegenstand neuerer Fontaneforschungen<sup>1</sup>, bildet doch diese Stellung eines der Elemente seines zutiefst mit der märkischen Landschaft verbundenen literarischen Schaffens. Wesentliches hat insbesondere H.-H. Reuter zu einer systematischen Gesamtschau vereinigt<sup>2</sup>, die nicht allein Fontanes durch die Übernahme in den Band „Ost-Havelland“ der „Wanderungen“ weithin bekanntgewordenen Aufsatz „Die Wenden in der Mark“<sup>3</sup> berücksichtigt, sondern auch diesbezügliche Äußerungen aus dem Roman „Vor dem Sturm“ heranzieht und zugleich das Wendenproblem in die Fontanesche Rezeption deutsch-slawischer Wechselseitigkeit<sup>4</sup> einordnet. Wenn wir von den Maßstäben der ethisch-moralischen Wertung absehen, welche die märkischen Slawen mit Nachdruck gegen nur allzu tief verwurzelte Traditionen der Pamphletisierung verteidigt und ihre auf allen Gebieten vielfältig unter Beweis gestellte Ebenbürtigkeit mit den Deutschen unterstreicht<sup>5</sup>, so sind es nach Reuter vor allem zwei – literarisch variierte – Feststellungen Fontanes, die unser Interesse verdienen. Man kann sie etwa wie folgt präzisieren:

1. Die archäologisch und historisch belegbare Slawenzeit des Mittelalters ist für Brandenburg-Preußen keineswegs jene unwesentliche Episode, die man mit einer Randbemerkung übergehen kann, sondern sie stellt sich als das entscheidende und folgenreichste Moment in der Entwicklung des Landes dar<sup>6</sup>.
2. „Die Wenden verschwanden nicht, ... sie blieben vielmehr alle oder doch sehr überwiegendenteils im Lande“<sup>7</sup>.

In dieser Zweiheit sieht Fontane das große und kontinuierliche geschichtsbildende Gewicht des brandenburgischen Slawentums und die unverminderte Aktualität der Wendenfrage auch noch zu einer Zeit, nachdem der lang anhaltende Prozeß des Aufgehens der brandenburgischen Bevölkerung slawischer Herkunft in die deutsche Nation sprachlich und faktisch seinen Abschluß gefunden hat.

2

So gesehen hat Fontanes Aussage und mit ihr der Gegenstand, den sie betrifft, bis heute nichts an Aktualität verloren. Wie zu seiner Zeit, so wird auch gegenwärtig die gleiche Grundfrage immer wieder neu gestellt

und je nach der Position des Autors unterschiedlich beantwortet. Dabei – so will uns scheinen – häufen sich insbesondere in westdeutschen Darstellungen Feststellungen und Meinungen, die denen Fontanes schroff entgegenstehen. Wir wollen uns hier mit einigen wenigen Beispielen begnügen:

Sogar bezüglich jenes Restes der slawischen Bevölkerung Ostdeutschlands, in dem Traditionen eigener Sprache und Kultur noch heute lebendig sind, die von der Verfassung der DDR anerkannt und geschützt werden<sup>8</sup>, äußerte der führende Vertreter der Landesgeschichtsforschung in der Bundesrepublik, G. W. Sante<sup>9</sup>: „Jetzt genießen sie von Staats wegen eine besondere Förderung über das Maß hinaus, das ihrer geschichtlichen Bedeutung entsprechen würde.“<sup>10</sup> Speziell hinsichtlich Brandenburgs glaubte E. Faden behaupten zu dürfen, das einst von Polaben „dünnbesiedelte Land“ sei durch „viele Feldzüge und innere Fehden so entvölkert“ gewesen, „daß die spätere Landnahme einer Ursiedlung fast gleichkommt.“ Und Adolf Bach, der bekannte Verfasser der wiederholt aufgelegten „Deutschen Volkskunde“, bemerkte mit einem deutlichen Seitenhieb auf Fontanes eingangs angezogene Werke<sup>12</sup>: „Jedenfalls aber ist der Einfluß des Wendischen in der Mark von vielen überschätzt worden, zumal von Theodor Fontane..., der die These, das Wendische sei ein ‚konstitutives Element des Märkisch-Preußischen‘, überspitzt hat.“<sup>13</sup>

Ernste Bedenken gegen Fontanes Einschätzung des Gewichtes der Wendenfrage sind aber während der letzten Jahre nicht nur in Westdeutschland erhoben worden. 1965 veröffentlichten auch die „Fontaneblätter“<sup>14</sup> eine in dieser Beziehung interessante Diskussion. Zunächst unterzog E. Tietze, ein in vieler Beziehung sachkundiger Heimatforscher aus dem Bezirke Frankfurt (Oder), Fontanes „Wanderungen durch das Oderland“ einer kritischen Überprüfung<sup>15</sup>. Ihr erster Teil beschäftigte sich allgemein mit der Wirtschaft und Lebensweise der Oderbruchbewohner in vergangenen Zeiten und kam zur Einschätzung, es sei vieles in Fontanes Ausführungen „doch zu märchenhaft“<sup>16</sup>. Wichtiger als diese Kritik scheint indessen für unser Thema Tietzes Stellungnahme zum „Wendentum“, welches gerade im Oderbruch Fontane als unzweideutige Realität erschienen war. Ähnlich wie die in den westdeutschen Beispielen genannten Stimmen wertet auch er des Dichters Auffassung vom Gewichte des slawischen Elements – sowohl aus historischer Sicht als auch in der Frage der Siedlungskontinuität und damit der gegenwärtigen Aktualität – als maßlose Übertreibung. Sein Resultat gipfelt in den beiden Sätzen: „Wir suchten nach Spuren des Wendentums und fanden so gut wie keine“<sup>17</sup>, – und: „Das Wendentum verschwand hier schon im dreizehnten Jahrhundert..., während die deutschen Kolonisten als Bauern angesetzt wurden“<sup>18</sup>.

Tietzes Überzeugung von der völligen Bedeutungslosigkeit des wendischen Elements für die Siedlungs- und Wirtschaftsgeschichte sogar des Oderbruchs, in dem doch Fontane eines der typischen, in ihrer Substanz bis Mitte des 18. Jahrhunderts völlig unangetasteten ethnischen Reliktgebiete Brandenburgs sah<sup>19</sup>, geht soweit, daß er gerade noch die Eingliederung der ehemals „slawischen Fischer“ in die spätere soziale Gruppe der Kossäten annimmt<sup>20</sup>, im übrigen aber von der „angeblichen Wendenzeit“<sup>21</sup> spricht. In seiner Abwertung des Wendischen geht Tietze auch wesentlich weiter als H. J. Kramm, der Verfasser der jüngsten siedlungsgeographischen Darstellung des Bezirkes Frankfurt (Oder)<sup>22</sup>. Kramm sprach in seinem Untersuchungsgebiet, das er unter der Bezeichnung „Neue Lande“ zusammenfaßte, lediglich von einer starken Zurückdrängung des Slawentums bis 1375<sup>23</sup>. Dennoch entsteht bei der Lektüre seiner Ausführungen, die recht breit die germanische Vorzeit behandeln und zum andern die hochmittelalterlichen Siedlungsvorgänge ausschließlich als Ansetzung deutscher Kolonisten darstellen<sup>24</sup>, für das slawische Altertum aber den Mangel an Ausgrabungen und Funden<sup>25</sup> sowie die geringe Siedlungsdichte hervorheben<sup>26</sup>, im Endergebnis ein ähnlicher Eindruck wie bei Tietze; zumal Kramm die neuere toponomastische Forschung, welche durch die wissenschaftliche Aufbereitung des Namengutes einer Landschaft Wesentliches zur Erhaltung siedlungsgeschichtlicher Vorgänge beitragen kann, als Modeerscheinung abtut<sup>27</sup>.

Um Fragen vor allem der Archäologie und der Namen ging es dann auch in der Diskussion, die sich um E. Tietzes Beitrag im gleichen Heft der Fontane-Blätter entfachte. Den unbefriedigenden Forschungsstand charakterisierte die Warnung K. Grebes<sup>28</sup>, aus einem Ortsnamen allein ohne gleichzeitige Scherbenfunde Rückschlüsse auf Gründungszeit und ethnische Zusammensetzung der Gründer zu ziehen. Im Gegensatz zu Tietze, der „Dörfer mit deutschen Namen als deutsche Gründungen“ interpretiert<sup>29</sup>, formuliert Grebe sehr vorsichtig „deutschzeitliche Entstehung“. Er unterstreicht die Möglichkeit, daß wendische Dörfer (auch solche mit slawischen Namen) „erst in deutscher Zeit entstanden sind, obwohl sie slawische Bewohner besitzen“<sup>30</sup>.

Auch ich habe an der gleichen Stelle und auf Bitten der Redaktion der Fontane-Blätter bereits damals einige Bedenken gegen die Fontanekritik E. Tietzes angemeldet und im einzelnen sechs Argumente seiner Beweisführung mehr oder weniger entkräften können<sup>31</sup>. Allerdings erschöpfte sich meine Diskussion ebenso wie die von Grebe im Aufzeigen der sachlichen und methodischen Mängel der kritischen Stellungnahme Tietzes, vermochte aber nicht, Fontanes Angaben zur Wendenfrage durch positive Argumente und Quellenbelege zu stützen.

Es dürfte klar sein, daß siedlungskundliche Fragen allein durch Diskus-

stonen nicht zu lösen sind. An erster Stelle muß die Quellenerschließung stehen. Um die Erschließung archäologischer Quellen steht es offenbar für das Oderbruchgebiet nicht zum Besten<sup>32</sup>; bezüglich archivalischer Quellen, die für spätere Jahrhunderte Kronzeugen des Wendentums sein könnten, ist die Lage nicht günstiger. Das brachte ich bereits am Beginn meiner Stellungnahme zu Tietze zum Ausdruck<sup>33</sup>. Unter solchen Umständen kann es auch nicht Aufgabe dieses Beitrages sein, eine letztgültige Lösung der Frage zu bringen.

3

Gleichwohl glauben wir, sowohl das Problem als auch ganz besonders Fontanes Stellung zu ihm einer Lösung näherzuführen, wenn wir seine Darstellung in die Tradition der regionalkundlichen Literatur der vorausgehenden und der folgenden Zeit einbetten. Mit anderen Worten: Es soll untersucht werden, ob man von der späten Aufklärungsliteratur des ausgehenden 18. und des beginnenden 19. Jahrhunderts über die Zeit Fontanes und weiter bis ins 20. Jahrhundert von gewissen traditionellen Vorstellungen sprechen kann, die auch Fontane teilte. Im 20. Jahrhundert begrenzen wir die Untersuchung mit der Zeit vor 1933, da unter dem Einfluß der Hitlerdiktatur von einer Kontinuität derartiger Traditionen nicht mehr die Rede sein kann. Daß dabei die Literatur ebenso der etwa 8 Jahrzehnte vor Fontanes Werkstattarbeit an den „Wanderungen durch das Oderland“ und am Roman „Vor dem Sturm“<sup>34</sup> wie die der 5½ Jahrzehnte nach der Veröffentlichung des letzteren<sup>35</sup> nur schwerpunktmäßig und in Auswahl berücksichtigt werden kann, versteht sich von selbst.

Ehe indessen eine Konfrontation versucht werden soll, seien kurz und in systematischer Zusammenstellung die wichtigsten Aussagen aus Fontanes beiden vorgenannten Werken referiert<sup>36</sup>:

1. Die „alten Bewohner“<sup>37</sup> des Gebietes zwischen Oderlauf und abfallendem Barnim-Plateau identifizierte Fontane schlechthin als „Wenden“ und nahm für sie in der Gesamtheit „ziemlich unvermischte slawische Abstammung“ als eine gegebene Tatsache hin<sup>38</sup>.
2. Die Wendenzeit überdauerte für ihn im bezeichneten Raum die Periode des hochmittelalterlichen Landesausbaues um Jahrhunderte und endete erst um die Mitte des 18. Jahrhunderts mit der friderizianischen Kolonisation<sup>40</sup>.
3. Entsprechend dem Grade der Verkehrsfeindlichkeit wird zwischen dem inneren Oderbruchbereich und der Randzone unterschieden. Während sich in dem „durch Jahrhunderte hin wendisch intakt erhaltenen Zentrum die altansässige Bevölkerung „unvermischt“ be-



- hauptete, hatte in den Randgemeinden zum Barnim- und Lebusplateau „der deutsche Kultureinfluß schon durch Jahrhunderte stattgefunden.“ Aber „diese Berührung blieb eine spärliche, mäßige, wie sie es immer gewesen war“<sup>40</sup>, was Fontane berechtigte, hier sogar für die Jahre 1812/13 von „altwendischen Dörfern“ und „alten Wendenbauern“ zu sprechen<sup>41</sup>.
4. Allerdings hatte die Slawität der Oderbrücker in jenen Epochen, die konkret zur Darstellung kommen, d. h. im 18. und im beginnenden 19. Jahrhundert, ein wichtiges Kriterium bereits verloren, denn „die deutsche Sprache war eingedrungen; es ist nicht festzustellen wann“<sup>42</sup>.
  5. Trotz ihrer Preisgabe glaubte Fontane von einer außerordentlich großen nationalen Exklusivität seiner „alten Wenden“ sprechen zu dürfen, die den wenigen Deutschen, die sich unter ihnen niedergelassen hatten, „das Leben so schwer wie möglich machte“<sup>43</sup>.
  6. Anthropologisch wollte er einen „entschieden wendischen Typus“ erkennen, der sich allgemein in urwüchsiger Kraft, speziell bei Männern durch hagere Gestalt und „ausdrucksvolle Gesichter“, bei – jüngeren – Frauen durch „vollere Formen“, frischen Teint und ausgesprochene Schönheit kund tat<sup>44</sup>.
  7. In den Charaktereigenschaften gab Fontane der „wendischen Bevölkerung“ vor den Deutschen den Vorzug. Sie sind „besser, störrig aber zäh und zuverlässig... und gescheit dazu“<sup>45</sup>. Ihre Schwerfälligkeit wurde nicht unbedingt als Nachteil empfunden.<sup>46</sup>
  8. Das Wendentum umfaßte die verschiedensten sozialen Schichten des Dorfes, Bauern ebenso wie Gesinde, Bedienstete des Gutsherrn oder Müller und Küster<sup>46a</sup>.
  9. Sofern Wenden irgendwo im Stadtbereich ansässig geworden waren, sahen sie sich im besonderen Maße der Diffamierung und dem Spott ihrer Umwelt ausgesetzt<sup>47</sup>.
  10. Seit 1747 kam es – im Zuge der kolonisatorischen Maßnahmen Friedrichs II. – zur Masseninvasion landfremder Siedler. Zu den acht alten Dörfern des inneren Bruches traten 43 neugegründete Orte, die 1300 zugewanderte Familien aufnahmen. Das waren „Dimensionen“, unter denen „das Wendentum in kürzester Frist ersticken mußte. Die Gäste wurden nun die Wirte und gaben den Ton an“. Dagegen beschränkte sich die Kolonisierung in der Randzone auf eine Einsiedlung in die bereits bestehenden „altwendischen“ Dörfer<sup>48</sup>.
  11. Unter den Zugezogenen befanden sich neben vorwiegend Deutschen (vor allem Pfälzern) auch Polen und Tschechen<sup>49</sup>. Erstere gründeten sogar ein eigenes Dorf im Bruch<sup>50</sup>, während die Tschechen Hofstellen in den altwendischen Randdörfern annahmen<sup>51</sup>.

12. Trotz der alsbald einsetzenden und nun seit mehr als hundert Jahren laufend vollzogenen Vermischung von Altbewohnern und Zuwanderern<sup>52</sup> ermittelte Fontane noch aus eigener Beobachtung eine Fülle volkskundlicher Relikte, die er als „speziell wendische Eigentümlichkeiten“ ins Feld führen kann<sup>53</sup>. Vor Wohnweise und Hausbauart in den Altdörfern, vor Merkmalen der Wirtschaft und vor abergläubischen Erscheinungen gab er hierbei den Vorzug der „wendischen Tracht“, deren Überreste sich „in einigen Dörfern bis auf diesen Tag erhalten haben. In Vollständigkeit existiert sie nur noch in Quilitz, dem gegenwärtigen Neu-Hardenberg“<sup>54</sup>.

4

Die vorstehend in 12 Punkten zusammengefaßten Angaben Fontanes, die sich im engeren geographischen Sinn auf das Oderbruchgebiet beziehen, stellen sich in ihrem Kernstück (Punkt 5 bis 8) zugleich als Apologie der slawischen Restbevölkerung Deutschlands schlechthin dar. In diesem Kernstück steht Fontane — so will uns scheinen — fest eingebettet in die Tradition einer seit dem Aufklärungszeitalter deutlich zutage tretenden humanitär — philanthropen Strömung, die sich „vielfach versetzt mit Naturschwärmerei und Liebhaberei für ländliches Wesen im Stile Rousseaus“<sup>55</sup> vor allem in der regionalgeschichtlichen sowie der ökonomischen und der Reiseliteratur des ausgehenden 18. und der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts deutlich bemerkbar machte. Viele deutsche Autoren der genannten Gattung brachten den slawischen Untertanen „mitfühlendes Verständnis entgegen, stellten ihnen ein günstiges Zeugnis aus, und nahmen sie gegen Verachtung und Unterdrückung in Schutz“<sup>56</sup>. Um einen Vergleich mit Fontane zu ermöglichen, sei darum nachstehend eine Reihe konkreter Beispiele aus in ihrer Art bedeutenden Schriftstellern der ihm vorausgehenden Jahrzehnte angeführt, die wir als „pars pro toto“ gewertet wissen möchten, weshalb die Frage, ob Fontane gerade die pro exemplo angeführten Stimmen gekannt hat, genauso zurücktritt, wie der Umstand, daß diese Stimmen sich nicht auf das Oderbruch beziehen, sondern auf die sorbischen Lausitzen, also jenen Bereich, in dem die Realität des deutsch-slawischen Spannungsfeldes auch von der sprachlichen Seite her nicht in Zweifel zu ziehen ist.

Das anthropologische Moment pflegte in nahezu allen Darstellungen jener Epoche eine vorrangige Stellung einzunehmen, und zwar durchaus zugunsten der Wenden: Ihnen sagt der Wirtschafts- und Staatswissenschaftler J. E. Schmohl (1781) nach, daß sie „bei großen körperlichen Kräften auch große Geisteskräfte besitzen“, sowie „auf Recht und Ordnung halten“<sup>57</sup>, Chr. A. Peschek (1790) schildert die Männer „als muskulös, stark,

lang und gesund“, die Frauen aber als selbst von „Kennern weiblicher Schönheit“ bewundert. Ihr „immer heiterer Sinn“ sei ein „glücklicher Charakterzug“ ebenso wie Beharrung und Treue<sup>58</sup>. Vom „unverwüstlichen Frohsinn“ der Wenden spricht ebenfalls C. J. Weber (etwa 1820), der gleichzeitig die soldatische Tüchtigkeit der Männer sowie die gesunde Natur und das sanfte Wesen der Frauen herhob<sup>59</sup>. „Wie imponieren nicht die hohen, kräftigen Gestalten der Männer, wenn sie in ernstem Schweigen hinterm Pfluge hergehen.“ Und „wie ergötzt nicht der Anblick der frischen, kernigen Frauen und Jungfrauen...“, ruft 1852 C. Thieme voller Begeisterung aus<sup>60</sup>. Eine so auffällige und fast übertriebene Apologetik des Wendischen wird erst verständlich, wenn wir die Frontstellung all der genannten und vieler anderer Autoren gegen die sog. „alten Schriftsteller“ berücksichtigen, womit nicht nur die mittelalterlichen Chronisten gemeint sind, sondern die gesamte sich auf jene bis in die jüngste Zeit stützende Tradition<sup>61</sup>, die u. a. auch in Recht und Verfassung ihren Niederschlag fand<sup>62</sup>. Es war ein Kampf gegen den Fluch, der – wie es K. Limmer 1839 ausgedrückt hat<sup>63</sup> – „jedem Philanthropen nur Ekel verursachen“ mußte, weil er noch immer „nach 1000 indessen verflossenen Jahren“ auf „einer ganzen, durch ihn in das äußerste Unglück gestürzten Nation“ lag<sup>64</sup>.

Vor diesem Hintergrund findet auch die nationale Exklusivität der Wenden ihre natürliche Begründung, in der es zwischen Fontanes Angaben<sup>65</sup> und den Feststellungen der vorstehend charakterisierten Schriftstellergruppe keinen nennenswerten Unterschied gibt. Die Exklusivität äußerte sich nach J. E. Fabri (1786) im Ablehnen von Neuerungen<sup>66</sup>, nach Gleim (1842) verschanzte sie sich hinter der „Beschaffenheit des Bodens, die zum Schutze“ diene, da die „Kommunikation“ sich als „schwierig“ erwies<sup>67</sup>. Daß übrigens die Exklusivität als Wurzel des „echt Volkstümlichen“ einen ausgesprochenen Bewußtseinsfaktor bildete, hat wiederum C. Thieme (1852) unterstrichen mit den Worten: „Die Wenden wissen und fühlen sich einig in ihrer Stammesverwandschaft...“<sup>68</sup>. Als wichtige Manifestation der Nationalität wird übrigens von allen genannten Autoren die wendische Tracht gewertet. Durch sie distanzierte sich das Slawentum schon äußerlich von der deutschen Umwelt.

Endlich sei als bezeichnend hervorgehoben, daß auch nicht ein einziges Mal in der von uns angegebenen Wendenliteratur von einer Gleichsetzung der Slawen bzw. ihrer Abkömmlinge mit dem Kossätenstand, für welche neuerdings E. Tietze plädiert hat, die Rede ist. Gerade die Autopsie in einem noch existenten Wendenbereich, wie die Lausitz mit ihren ethnisch und national geschlossenen Dorfgemeinschaften es war, ließ eine solche Meinung überhaupt nicht aufkommen. So wird auch Fontanes diesbezüglich gleichlautende Äußerung<sup>69</sup> wiederum von der literarischen Tradition her erhärtet.

Eine – allerdings etwas jüngere – Darstellung zur Situation der Lausitzer Sorben hat Fontane im Anmerkungsteil seiner Erstausgabe des „Oderlandes“ als Quellenbeleg veröffentlicht<sup>70</sup>. Es handelt sich dabei, wie er selbst bemerkt, um eine „interessante Zuschrift“, welche die „Nationalzeitung“ im Herbst des seiner Bearbeitung vorangehenden Jahres „aus Bautzen, dem alten wendischen Budissin“ erhielt<sup>71</sup>.

Gegenüber der vorstehend charakterisierten Gruppe wendekundlichen Schrifttums fällt der nationalistische Grundton dieser Zuschrift auf. Sie beurteilt die Sorben gänzlich aus dem sieghaften Vollgefühl der Überlegenheit des deutschen Bürgers und wertet alle Phänomene jener Tendenzen zur bürgerlichen Nationwerdung der Sorben, die man zumeist mit dem traditionellen Begriff der „Wiedergeburt“ bezeichnet hat, als „panslawistische Agitation“ ab. Germanisierung wird aus solchem Blickfeld zur Kulturmission: „Was rohè Gewalt nicht vermocht hat, das wird in kürzerer Zeit die Übermacht unserer Kultur vollbringen. Ein Jahrhundert noch, und die Wenden haben aufgehört zu existieren. Uns ziemt, obwohl wir die Sieger sind, immerhin einige Teilnahme, denn es geht ein einstmals mächtiges Volk seinem Ende entgegen!“<sup>72</sup>

Zwar tendiert Fontanes Wendenbild im ganzen gesehen mehr zur philanthropen Aufklärungsliteratur, doch zeigen sich in seiner Wertung der Kultivierung des Oderbruchs im Zeichen der friderizianischen Kolonisation zugleich unverkennbare Züge der erwähnten Zuschrift. Eine Annäherung wurde ihm gewiß dadurch erleichtert, daß die Zuschrift – wie schon zitiert – die Sorben immerhin mit einiger „Anteilnahme“ behandelt: Ihre statistischen Angaben waren zwar recht unsachlich<sup>73</sup>, doch wurde dem damals deutlichen Aufschwung der nationalkulturellen und literarischen Entwicklung um Bautzen Anerkennung nicht versagt, und der Wohlklang der slawischen Sprache fand besondere Hervorhebung. Schließlich stimmte der Verfasser der Zuschrift mit vielen Aufklärern und auch mit Fontane in der Schilderung der nationalen Exklusivität der Wenden durchaus überein.

Des Oderbruchs wurde verständlicherweise in der Zuschrift aus Budissin nicht gedacht. Und aus der Vielzahl der älteren literarischen Stimmen war es lediglich Gleim<sup>74</sup>, der in seiner Gesamtbetrachtung der inzwischen germanisierten Slawengruppen Deutschlands, bei denen sich „eigentümliche Sitten und Trachten erhalten“ haben, auch dieses Landstrichs gedachte. Allerdings setzte Gleim von vornherein ein Fragezeichen, indem er formulierte: „Ich weiß nicht, ob die sonderbare Tracht der Bewohner des Oderbruchs auch als Überrest aus der slawischen Zeit hierher zu rechnen ist.“

Aber auch aus dem Schriftgut zur Landesgeschichte speziell Brandenburgs, auf dessen Benutzung Fontane sich an gleicher Stelle<sup>75</sup> beruft, war – wenn überhaupt – nur im Hinblick auf sehr weit zurückliegende Jahrhunderte etwas über den slawischen Charakter der Oderbruchegend zu erfahren. Es mag hier genügen, auf Heinrich Berghaus zu verweisen, der Fontane zeitlich am nächsten stand<sup>76</sup> und zugleich die ältere – beiden bekannte – Fachliteratur<sup>77</sup> gewissenhaft und kritisch ausgewertet und kommentiert hat.

Wie anderwärts, so trug Berghaus<sup>78</sup> auch zur Frage der Slawität des mittelalterlichen Territoriums Lebus viel interessantes Quellenmaterial zusammen, interpretierte mit Sorgfalt alte Urkunden und war um die Erschließung auch onomastischen Wortgutes redlich<sup>79</sup> bemüht. So hat er sicherlich Anteil am Formen der Überzeugung Fontanes, daß das slawische Volkselement den spezifischen Charakter dieser Landschaft entscheidend geprägt hat. Möglicherweise war es daneben eine seinerzeit aufsehenerregende Mitteilung des Frankfurter Altertumsforschers C. W. Spicker aus dem Jahre 1835 über den „Wendengott des Oderbruchs“<sup>80</sup>, die, veranlaßt durch archäologische Funde, Fontane und seine Zeitgenossen bewegte.

Dennoch vermissen wir allenthalben konkrete Hinweise auf die Fortexistenz wendischer Volksteile mit einigermaßen greifbaren Erkennungsmerkmalen bis in die neuere Zeit. Es sei denn, wir wollten die Schilderung der Dorfanlagen des Oderbruchs, wie sie vor dem Einsetzen der Kolonisationsarbeiten bestanden<sup>81</sup>, als indirekten Hinweis in dieser Richtung betrachten. Man darf also zusammenfassend sagen:

1. Fontanes Angaben über die älteren slawischen Traditionen des Oderlandes sind aus der von ihm angezogenen Fachliteratur zu belegen.
2. Seine These vom Fortbestehen des Wendentums bis Mitte des 18. Jahrhunderts, und z. T. darüber hinaus, kann dagegen als durchaus originell und als Ergebnis eigener Erwägungen und Beobachtungen im Terrain, vielleicht auch der Auswertung von mündlichen Mitteilungen, beurteilt werden.
3. Zur Milieuschilderung der neueren „Wendenzeit“ regten ihn weitgehend entsprechende Aussagen von Augenzeugen aus den Lausitzer Sorbengebieten an. Doch erfolgte die Übernahme stets kritisch und nach gewissenhaftem Abwägen der einzelnen in Frage kommenden Merkmale.

6

Der Einfluß, den Fontanesche Darstellungskunst nun ihrerseits auf die Meinungsbildung über märkische Traditionen im allgemeinen und über das Oderbruch im besonderen ausübte, ist oftmals und nicht erst in unse-

rer Zeit als Faktum herausgestellt worden<sup>82</sup>. Es erwies sich, daß spätere Darstellungen – seien sie auch nur Teilbereichen jener Problemkreise gewidmet – nicht umhin konnten, Fontanes Ausführungen Beachtung zu schenken. Es darf darum mit Fug und Recht die Frage gestellt werden, ob und inwieweit auch das Bild, welches Fontane über die ethnischen Gegebenheiten entworfen hat, und das letzten Endes in den positiven Traditionen der deutschen Aufklärungsliteratur wurzelt, von späteren Autoren übernommen wurde.

Wenn wir dabei von Vertretern prinzipiell entgegengesetzter Anschauungen absehen und uns auf die Konfrontation mit einer kleinen Auswahl in ihrer Art repräsentativer Autoren – vom Heimatdichter über den Landeskundler bis zum Lokalforscher – vom ausgehenden 19. Jahrhundert bis in die beginnenden dreißiger Jahre unseres Jahrhunderts – beschränken<sup>83</sup>, so erhalten wir etwa den folgenden Tatbestand:

1. Die friderizianische Kolonisation wird als entscheidender Wendepunkt in der Geschichte des Oderbruchgebietes gewertet<sup>84</sup>.
2. Die Weiterexistenz einer wendischen Bevölkerung über die Zeit der mittelalterlichen deutschen Ostexpansion hinaus wird als Tatsache hingenommen<sup>85</sup>.

Neben diesen beiden, im Prinzip mit Fontane korrespondierenden Feststellungen fällt indessen eine ganze Reihe abweichender Einschätzungen auf:

1. Nahezu durchgängig wird der hochmittelalterliche Landesausbau auch für das Oderbruch als entscheidender Eingriff in die ethnische Struktur der Landschaft im deutschen Sinne gedeutet<sup>86</sup>.
2. Auffällig erscheint die weitgehende Identifizierung von wendischen Relikten mit gewissen sozialen Gruppen der Bevölkerung, d. h. mit Fischern, Kossäten<sup>87</sup> oder „Angehörigen besitzloser Schichten“<sup>88</sup>.
3. Auch in lokaler Beziehung zeichnet sich gegenüber Fontane eine sichtliche Verengung des spätwendischen Bereiches ab, wobei augenfälligerweise seit der Jahrhundertwende die Tendenz zur lokalen Einengung zunimmt und sich auf Neuhardenberg-Quilitz konzentriert. Im Gegensatz zu A. Trinius, der noch 1885 zwar auch dieses Dorf als einstige Hochburg des Wendentums vorstellte, gleichzeitig aber für die „meisten anderen Dörfer des Oderbruchs“ ebenfalls „fast nur wendische Bevölkerung“ annahm<sup>89</sup>, spricht M. Pohland (1929) von der Sprach- und Trachteninsel Neuhardenberg<sup>90</sup> und H. Teuchert (1930) ebendort von einem „Kernstück slawischer Bevölkerung“ und betont, es werde ansonsten „der Hundertsatz slawischer Abkömmlinge weit überschätzt“<sup>91</sup>.
4. Schließlich fehlt in allen späteren Darstellungen jener apologetische Akzent, den Fontane mit der Aufklärungsliteratur teilte. Zwar bleiben

abfällige Bemerkungen, wie die von A. Götze, die prähistorische „slawische Kultur, und nicht nur im Oderbruch“, sei „sehr dürftig“<sup>92</sup>, in unserem Rahmen Einzelaussagen, aber eine Betonung wendischer Vorzüge erschien offensichtlich nicht mehr opportun.

Neben den vorstehend summarisch und zusammenfassend aufgezählten Merkmalen, in denen die spätere Literatur dem Fontanebild eines wendischen Oderbruchs folgte bzw. von ihm abwich, zeigt sich verständlicherweise eine ganze Palette unterschiedlicher Auffassungen zwischen den einzelnen Autoren zu Teilfragen der Wendenproblematik bzw. zur Methodik ihrer Erfassung. Trinius, der zeitlich und sachlich Fontane auch sonst am nächsten stand, entspricht diesem auch darin, daß er die alte Volkstracht als sicherstes Kriterium des Wendischen wertete<sup>93</sup>. Dagegen glaubte einige Jahrzehnte später Helgenberger gerade an Neuhardenberger Trachtenelementen die – wie er es ausdrückt – „naturgemäße Mischung von Wendentum und Frankentum“ ablesen zu können<sup>94</sup>. Und R. Schmidt, der dem 2. Band des Mengelschen Sammelwerkes über „Das Oderbruch“ den volkskundlichen Teil geliefert hat<sup>95</sup>, enthielt sich in seiner ausführlichen Darstellung der alten Volkstracht überhaupt jeglicher Ausdeutung im ethnischen Sinne.

Allgemein läßt sich beobachten, daß neben und vor der Tracht von den Späteren gerade solchen Merkmalen zur Bestimmung des „Wendischen“ der Vorzug gegeben wurde, deren sich Fontane nur mit Skeptik und Zurückhaltung bedient hatte<sup>96</sup>, nämlich Bauweise, Volksmythologie, Brauchtum und slawischen Sprachrelikten. Wie bereits erwähnt, erscheint das alte Quilitz (Neuhardenberg) bei Pohland nicht nur als „Trachteninsel“. Die Nachkommen der einstigen Bewohner dieses Ortes wurden – nach Pohland 1929<sup>97</sup> – „infolgedessen von der Umgegend für Nachkommen der Lausitzer Wenden gehalten“. – Es wirkt sicher einigermaßen befremdend, wenn allein damit für ihn selbst „deren Zugehörigkeit zum sorbischen Zweig der Polaben“ als „bewiesen“ gilt.

Zusammenfassend kann unsere am Beginn dieses Abschnittes aufgeworfene Frage nach dem Weiterleben der Fontaneschen Konzeption zur Wendenproblematik im Oderbruch während des folgenden mehr als halben Jahrhunderts etwa dahingehend beantwortet werden: Jene Elemente der Fontanischen Konzeption, die sich dem Gedankengut der Aufklärungsliteratur anschlossen und der Verunglimpfung des Wendischen steuern wollten<sup>98</sup>, wurden nicht aufgegriffen. Es war schon lange vor dem Machtantritt Hitlers<sup>99</sup> zur Mode geworden, wie es u. a. H. Teuchert in seiner Darstellung „Slawischer Reste“ innerhalb der „Mundart des Oderbruchs“ 1925<sup>100a</sup> gefordert hat, „gegen die slawenfreundliche Haltung mancher Forscher Front zu machen“.

Auf der anderen Seite zeigt sich in konkreten ethnisch-siedlungsgeschichtlichen Fragen bei späteren Darstellern allenthalben der starke Einfluß Fontanescher Konzeption. Allerdings wurden seine Thesen vielfältig und in individuell sehr unterschiedlicher Weise modifiziert. Zum wirklichen Fortschritt im Sinne eines steigenden Erkenntnisprozesses ist es dabei leider nicht gekommen. Im Gegenteil, es wurden sogar Fontanes methodologisch-kritische Vorbehalte, die J. Fürstenau mit Recht gewürdigt hat<sup>100</sup>, über Bord geworfen. Auch in der sichtlichen Hinwendung zum Kriterium der slawischen Sprache, zu dem Fontane bei aller Anerkennung seiner Wichtigkeit nichts Näheres aussagen konnte<sup>101</sup>, liegt kein absoluter Fortschritt, solange onomastische Erhebungen, Reliktwortforschung und Studien zur mundartlichen Phonetik nicht durch anderweitige Quellen, insbesondere durch archivalische Zeugnisse über die Umgangssprache einer Bevölkerungsgruppe, gestützt werden können.

Wie sehr sich — über das bereits durch Fontane Gesagte hinaus — das Wendentum des Oderbruchs nach wie vor der konkreten Erfassung entzieht, hat denn auch A. Götze im 2. Band des mehrfach erwähnten Mengelischen Sammelwerkes einigermmaßen treffend gesagt<sup>102</sup>:

„Ebenso wie sich für die Einwanderung der Slawen in das Oderbruch kein bestimmter Termin nennen läßt, kann auch das Ende der slawischen Besiedlung nicht angegeben werden. Die Erwerbung des Landes durch die Deutschen brachte zwar deutsche Kolonisten, aber daneben erhielt sich noch die slawische Bevölkerung. Der Aufsaugungsprozeß ging ganz allmählich vonstatten und reicht bis in die Gegenwart.“

7

Der „Aufsaugungsprozeß bis in die Gegenwart“ ist bei Götze ganz wie bei Fontane im allgemein anthropologischen Sinne zu verstehen, nicht etwa als noch andauernde sprachliche Assimilierung. Trotz alledem: Gegenbeweise gegen ein Fortleben slawischer Umgangssprache in den Oderbruchdörfern bis weit hinein in die Neuzeit — soviel sei gegenüber Tietze auch an dieser Stelle nochmal betont<sup>103</sup> — gibt es nicht.

In den „Zusätzen zu dem Pirnischen Mönch“<sup>104</sup>, einem namhaften geographischen Autor des beginnenden 16. Jahrhunderts, dem wir mancherlei wertvolle Mitteilungen zur damaligen ethnischen Lage verdanken, wird das sog. „kleine Wendland“<sup>105</sup> nicht allein in den damaligen sorbischen Sprachgebieten der Lausitzen, der wettinischen Lande und der nach Brandenburg inkorporierten vormals lausitzischen Territorien lokalisiert<sup>106</sup>, sondern zu Teilen u. a. auch „in der brandenburgischen Mark“ selbst. Da sich der Pirnaer Mönch ansonsten in seinen ethnographischen Feststellun-



gen von sprachlichen Gegebenheiten leiten ließ, darf man annehmen, daß er im damaligen Brandenburg slawisch sprechende Bevölkerungsgruppen gekannt hat. Ähnliche Erwägungen legt auch die Lektüre der kleinen Schrift „Wandalia“<sup>107</sup> nahe, die Albertus Krantz im Jahre 1575 zu Frankfurt herausgab.

Wenn man schließlich von der Gesamtzahl der vom Kurfürsten Friedrich Wilhelm noch um 1678 auf 500 bis 600 bezifferten wendischen Dörfer Brandenburgs<sup>108</sup> alle sorbischsprachigen Gemeinden der inkorporierten Territorien in Abzug bringt<sup>109</sup>, so verbleiben immer noch reichlich 200 wendische Dörfer außerhalb des sorbischen Bereiches. Sicherlich teilen sich in diese Zahl zunächst und vor allem die altmärkischen Polaben<sup>110</sup> sowie die Kaschuben im Ostzipfel der Neumark, die damals bis in die Gegend von Dramburg und Schiwelbein reichte<sup>111</sup>. Da indessen beide genannten Restgebiete slawischer Sprache während des ausgehenden 17. Jahrhunderts nachweislich schon stark eingeschrumpft waren, erscheint es sehr wahrscheinlich, daß zumindest noch ein drittes Reliktgebiet am Zustandekommen einer so relativ hohen Ortszahl beteiligt gewesen sein muß.

Daß dabei in erster Linie an das Oderbruch – und zwar seinen südlichen (Lebuser) Teil, dem sowohl Letschin als auch Quilitz zugehören, zu denken ist, legen auch die ursprünglichen Rekrutierungsverhältnisse zu dem 1714 vom Soldatenkönig gegründeten „Wendenregiment“ nahe<sup>112</sup>. Während sieben Kompanien des Truppenteils ihre Mannschaft aus der sorbischen Bevölkerung des Kreises Cottbus erhielten, wurden die restlichen fünf im Amte Storkow (also im Wendischen Distrikt der Kurmark) bzw. in Teilen des Kreises Lebus rekrutiert. Interessant ist jedoch eine aus der Zeit des Siebenjährigen Krieges stammende Mitteilung, daß sich damals nur noch die Cottbuser Regimentsangehörigen in ihrer Gesamtheit der wendischen Sprache bedienten<sup>113</sup>. Vielleicht darf man aus den letzten beiden datierbaren Nachrichten die Schlußfolgerung ziehen, daß sich im südlichen Oderbruch der Sprachwechsel vom Slawischen zum Deutschen während der beiden Generationen zwischen etwa 1680 und 1740 vollzog und auch seinen Abschluß gefunden hat. Wenigstens sei diese Vermutung als Arbeitsthese, die dem gegenwärtig möglichen Ermittlungsstand entspricht, ausgesprochen. Ob sie sich durch weitere und vor allem konkretere Quellenbelege – ähnlich wie sie für den wendischen Distrikt<sup>114</sup> oder das hannoversche Wendland<sup>115</sup> beigebracht werden konnten – erhärten wird, muß dahingestellt bleiben, zumal derartige Vorgänge – wie Fontane bereits ganz richtig bemerkt hat – häufig von Kanzlisten und Chronisten der Verzeichnung nicht für wert befunden wurden.

Man darf also sagen, daß Fontanes Ausführungen über die Wenden im Oderbruch auch von der faktologischen Seite her nicht wesentlich zu er-

schüttern sind. Im Gegenteil: Sein Suchen nach der historischen Wahrheit, seine scharfe Beobachtungsgabe, seine Fähigkeit, aus vergleichbaren Situationen anderwärts<sup>116</sup> recht treffende Analogieschlüsse zu ziehen, seine hoch entwickelte Quellenkritik und nicht zuletzt eine erstaunliche Bescheidenheit, die Grenzen und Lücken der eigenen Erkenntnismöglichkeit nicht verschweigt, verdienen noch heute unsere ungeteilte Bewunderung. Jedenfalls steht er in dieser Beziehung weit über allen seinen Kritikern, auch über denen, die nicht als Literaten, sondern als Vertreter landeskundlicher Disziplinen das Wort ergriffen haben.

Wenn Fontane nicht zur in früheren Jahren behandelten Spreewaldthematik zurückkehrte<sup>117</sup>, sondern das Oderbruch sozusagen als brandenburgische Wendenlandschaft per excellence zum Schauplatz seines ersten großen Romanwerkes gemacht hat, dann doch wohl auch darum, da er sich in diesem lokalen Bereich durch seine persönliche Bindung an Letschin besonders zu Hause gefühlt hat<sup>118</sup>. So sollten wir wohl auch mit der nötigen Bescheidenheit in Rechnung stellen, daß das von ihm während der vierziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts so intensiv erlebte und nach Altertümern gesichtete Letschin der „Wendenzeit“ um einiges näher lag als dem gegenwärtigen Forscher.

Doch hat sich der Romancier nicht etwa damit begnügt, das lokale Kolorit zahlreicher Reliktphänomene einer auch nach der Eindeutschung noch spürbaren Wendenlandschaft in seine Handlung einzubauen<sup>119</sup>, er machte in den Disputen zwischen Justizrat Turgany und Pfarrer Seidentopf zugleich prinzipielle Fragen deutsch-wendischer Wechselseitigkeit zum integralen Bestandteil seines Werkes<sup>120</sup>. Sicher ging es ihm dabei nicht nur und auch nicht in erster Linie um archäologische Dinge, obwohl sich der Streit konkret an diesen entzündet. Seidentopf – eine übrigens nicht ohne viele sympathische Züge gezeichnete Figur – steht wohl stellvertretend für jene zahlreichen „Seidentopfs“, deren Kritik sich Fontanes Wendenbild entweder schon damals ausgesetzt sah, oder mit deren im Vollgefühl „deutschen“ Empfindens wurzelnden Haltung sich der Dichter in Zukunft gegenübergestellt sehen mußte<sup>121</sup>. Dabei erkannte er vielleicht noch nicht mit letzter Konsequenz, daß späteren „Seidentopfs“ die sympathischen Eigenschaften seines Hohen-Vietzer Pfarrers abgingen.

Übrigens ist Fontane mit der Gestalt des germanomanen Pastors, der in seiner erst seit einigen Jahrzehnten germanisierten Parochie alle Realitäten der täglichen Umgebung mißachtet und verkennt und dabei „mit der Dogmenstrenge eines Großinquisitors“ und „keine Kompromisse duldend“ in einem „von Uranfang an deutschen Lande“, das „trotz aller Invasionen durch alle Jahrhunderte deutsch geblieben sei“<sup>122</sup>, zu leben wähnt, in vollendeter Weise die Karikierung der auch in den meisten niederlausitzischen Parochien wirkenden protestantischen Geistlichkeit

des 19. Jahrhunderts gelungen. Gleichgültig ob in Orten, wo noch slawisch gesprochen wurde, oder in solchen, wo der Sprachwechsel im vorausgehenden Jahrhundert eben vollzogen war, betrachteten sich daselbst einige hundert Seidentopfs als Säulen des Deutschtums in urdeutschem Lande<sup>123</sup>.

Daß bei Justizrat Turgany, der Seidentopf gegenüber zum Apologeten des Slawentums — übrigens im Sinne der positiven Tradition der deutschen Aufklärung — wird, „allzudeutlich die eigene Stimme“ Fontanes durchklingt, das hat bereits H. H. Reuter sehr treffend bemerkt<sup>124</sup>. Vielleicht darf man Reuters Worten hinzufügen, daß der Dichter sicher nicht ohne Absicht, sondern bewußt an die Adresse seiner Kritiker gerichtet vom „panslawistischen Justizrat“ spricht. Mit dem Anwurf des politischen Panslawismus versuchte man seit den vierziger Jahren<sup>124a</sup> und bis weit über das 19. Jahrhundert hinaus sowohl die eigenkulturellen Bestrebungen der Sorben als deutschfeindlich und im Solde fremder Mächte stehend zu diffamieren als auch ganz besonders einen Rufmord an allen Einzelpersonen zu provozieren<sup>125</sup>, die sich der immer allgemeiner werdenden Germanomanie nicht vorbehaltlos einordneten. Was Fontane übrigens von der Substanz dieser oftmals angewandten Unterstellung staatsbürgerlicher Unzuverlässigkeit gehalten hat, das zeigt seine Formulierung: „scheinbar den Apostel des Panslawismus zu machen“<sup>126</sup>. Nicht um den „fingierten“ Panslawismus ging es nämlich, sondern um die Bekämpfung des Wahnes der Seidentöpfe, „die Welt als bloßen Rohstoff für die Durchführung germanisch-sittlicher Mission“<sup>127</sup> zu okkupieren.

Unter den Faktoren, die Fontane — bei all seiner Verwurzelung in alt-preußischen Traditionen — davor bewahrt haben, je zum Anbeter Bismarcks zu werden und „in den Nationalismus der Gründerzeit“ zu verfallen<sup>128</sup>, spielt seine gründliche Auseinandersetzung mit der deutschwendischen Wechselseitigkeit<sup>129</sup> — konkret im brandenburgischen Bereiche — eine in der Tat entscheidende Rolle. Diese Auseinandersetzung ist seit der Konzipierung seines Spreewaldfeuilletons niemals ganz abgerissen. Sie befähigte den Dichter zugleich zur sachlichen und unvoreingenommenen Würdigung und Beurteilung anderer Slawinen, etwa in seinen Arbeiten am „Deutschen Krieg von 1866“<sup>130</sup> bei der „intensiveren Berührung mit der slawischen Welt der Gegenwart in Böhmen und Mähren“<sup>131</sup> oder auch in der sachlichen Darstellung „preußischer Geschichte in ihrer Verflochtenheit mit der polnischen Frage“<sup>132</sup>.

## Anmerkungen

- 1 U. a. Fr. Mětsk: Serbja a polobscy Słowjenjo w němskej byrgarskej literaturje [= Sorben und Elbslawen in der deutschen bürgerlichen Literatur]; in: Rozhlad III, 1953, S. 145 ff. (bes. S. 199–201). – Ders.: Theodor Fontanes Begegnungen 1859 im Spreewald; in: Theodor Fontanes Werk in unserer Zeit, Potsdam 1966, S. 67–80. – H. Nürnberger: Der frühe Fontane. Politik, Poesie, Geschichte 1840–1860, Hamburg 1967, S. 290.
- 2 H. H. Reuter: „Der wendische Hund“; in: Weimarer Beiträge, Heft 4, 1966, S. 573–580.
- 3 Erstveröffentlichung 1867 im Blatt des Johanniter-Ordens; Nr. 40–43 v. 2.–23. Okt.
- 4 Reuter (S. 574–576) verweist unter Anführung instruktiver Fontanezitate auf dessen Reiseberichte vom böhmischen Kriegsschauplatz des Jahres 1866, die mit Sympathie der tschechischen Landesbewohner gedenken. – Zur Problematik Fontane und Polen vgl. J. Schobeß: Theodor Fontane, das Oderland und das polnische Volk; in: Frankfurter Kulturspiegel, 1957 (Dez.), S. 17–19.
- 5 Reuter, S. 576–580.
- 6 Ebd.
- 7 Zitiert nach Reuter, S. 579.
- 8 Artikel 11 der Verfassung von 1949 und Artikel 39 der Verfassung vom 31. 1. 1968.
- 9 Herausgeber der „Blätter für deutsche Landesgeschichte“ und Direktor des Hauptstaatsarchivs in Wiesbaden.
- 10 G. W. Sante: „Geschichte der deutschen Länder, Territorien Plötz“, Bd. 1, Würzburg 1964, S. 114.
- 11 E. Faden: Brandenburg; in [zit.] „Territorien-Plötz“, S. 517–530; Zitat aus S. 518.
- 12 A. Bach: Deutsche Volkskunde; 3. Auflage, 1960 (Quelle und Meyer, Heidelberg), § 482, S. 645.
- 13 Gleichzeitig bemerkt Bach allerdings zur ethnischen Seite der Frage, es bleibe Fontanes Verdienst, „daß er der Auffassung: die Wenden seien körperlich unansehnlich und ein charakteristisch minderwertiger Volksschlag, entschieden entgegengetreten ist.“ (Ebd.).
- 14 Herausgeber „Kreis der Freunde Fontanes“, Potsdam.
- 15 E. Tietze: Vom Oderbruch und den Oderbrüchern; in: Fontaneblätter, Heft 1, 1965, S. 9–12.
- 16 Ebd., S. 10.
- 17 Ebd., S. 10 (Mitte).
- 18 Ebd., S. 11.
- 19 Neben dem „Wendland“ an der „Wendischen Spree“ [Dahme] und neben dem Spreewald (über beide vgl. „Wanderungen“, Bd. IV).
- 20 Tietze, S. 11.
- 21 Ebd., S. 10.
- 22 H. J. Kramm: Die ur- und frühgeschichtlichen Siedlungen im östlichen Brandenburg; in: Wissenschaftliche Zs. der Pädagogischen Hochschule Potsdam, Gesellsch.-Sprachwiss. Reihe, Jg. 5, 1959, H. 1, S. 3 ff. – und ders.: Die deutsche Ostexpansion in ihren Auswirkungen auf die Wirtschaft und Siedlung im Gebiet des heutigen Bezirks Frankfurt an der Oder; ebd. S. 9 ff.
- 23 Kramm, S. 11. –
- 24 Im Gegensatz zu Tietze, der „von Gegensätzen zwischen der einheimischen wendischen und der zuwandernden deutschen Bevölkerung nichts hören“ konnte (S. 11), ging für Kramm „diese »friedliche Kolonisation« nicht ohne schwere Kämpfe ab“, da sich „Widersprüche vor allem in ökonomischer Hinsicht“ zwischen beiden Gruppen „entwickelten“ (S. 10.).
- 25 Kramm, S. 7: „In der DDR sind bisher kaum slawische Siedlungen ausgegraben worden“.

- 26 Kramm, S. 11: Erst im Gefolge der „deutschen Besitzergreifung und Kolonisation“, die im „heutigen Bezirk Frankfurt a. d. Oder relativ sehr schnell“ vor sich ging, entwickelte sich „in wenigen Jahrzehnten eine bis dahin noch nicht vorhandene Bevölkerungsdichte“.
- 27 Kramm, S. 7: „die zur Mode gewordene Ortsnamenforschung“.
- 28 Wissenschaftl. Mitarbeiter am Museum für Ur- und Frühgeschichte Potsdam.
- 29 Tietze, S. 11.
- 30 Fontaneblätter, Heft 1, 1965, S. 14.
- 31 F. Mětsk: Stellungnahme zu dem Aufsatz von Ernst Tietze » Vom Oderbruch und den Oderbrüchern «; in: Fontaneblätter, Heft 1, 1965, S. 12–13.
- 32 Kramm, a. a. O., S. 7–8, erwähnt im Raume Frankfurt–Lebus eine Reihe slawischer Befestigungsanlagen längs des Westufers der Oder.
- 33 Zit, Fontaneblätter, S. 12.
- 34 1862.
- 35 1878.
- 36 Für den Band „Oderland“ der Wanderungen wird die 1920 von J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger (Stuttgart und Berlin) herausgegebene 17. bis 19. Auflage benutzt [zitiert im Folgenden „O.“]; „Vor dem Sturm“ [zit. „St.“] wird nach der ebd. 1922 erschienenen 25.–28. Auflage belegt.
- 37 Abschnittsüberschrift; „Ö“, S. 28–34.
- 38 Ebd., S. 28, 33.
- 39 Ebd.
- 40 Ebd.
- 41 „St.“, S. 76–77, 80.
- 42 „O.“, S. 28.
- 43 Ebd.
- 44 „St.“ S. 198 und „O.“, S. 31. – Wenn die Wenden gemeinhin „schöne Leute“ waren, so schloß das nicht aus, daß sich unter ihnen auch „zwerghafte“ Sonderlinge befanden wie „Hoppenmarieken“, („St.“, S. 68), die Fontane als „geheimnisvolles Überbleibsel der alten wendischen Welt, ein Bodenprodukt dieser Gegenden wie die Krüppelkiefern, deren einige noch auf den Höhenrücken ständen“, erschien. – Möglicherweise hat ihm aus seinen Kindheits-erinnerungen die Amme seines jüngsten Bruders, eine „zigeunerhaft häßliche Wendin“ (H. Nürnberger, a. a. O., S. 16) für diese literarische Figur ebenso Pate gestanden wie – lt. J. Schobeß (a. a. O., S. 18) – „die Letschiner Dorfalte Anna Dorothea Hoppe“.
- 45 „St.“, S. 232; aus dem Gespräch zwischen dem Gutsherrn und dem Schulzen Kniehase, der Pfälzer ist.
- 46 „O.“, S. 31, Anm.
- 46a In „St.“ wird dies mit Hilfe von Familiennamen wendischer Provenienz dargestellt; z. B. Kümmeritz (Bauer), Bogun (Hütejunge), Mickley (Müller), Kubelka (Küster), Jeetze (Gutsdiener) u. a. – Die bezeichneten Personen haben wie andere – nach J. Schobeß (a. a. O., S. 18) ihre „Urbilder“ in Einwohnern des Ortes Letschin.
- 47 „St.“, S. 662: „irgendein Wende aus der Lebuser Vorstadt von Frankfurt (Oder) wird von Bamme als „Galgengesicht“ und „Schielkönig“ bezeichnet sowie anrühigen Handelns bezichtigt.
- 48 „O.“, S. 33, 35–36.
- 49 „O.“, 37.
- 50 „O.“, 37–38 (bes. die Anmerkung). Es handelt sich um die Kolonie Neu-Lewin. – Tietze (a. a. O. S. 11) leugnet allerdings die Polonität der Neu-Lewiner und meint, es handele sich „um Familien deutscher Abkunft, auch wenn sie aus Polen zuwanderten“.

- 51 „St.“, S. 76–77. Als tschechische Familie stellt Fontane die „Scharwenkas“ vor.
- 52 Fontanes literarisches Beispiel die Familie Kniehose, er Pfälzer (vgl. Anm. 45), sie Wendin in alter Nationaltracht: „St.“, S. 75.
- 53 Zitat aus „O.“, S. 29. Fontane legt sich hierbei große Zurückhaltung auf. Das sei besonders hervorgehoben angesichts der Kritik von E. Tietze, welche ihm vorwirft, er habe sich „dummes Zeug vorschwindeln lassen“ (a. a. O., S. 10).
- 54 Die Tracht wird übrigens eingehend geschildert in „O.“, S. 33–34; weitere Hinweise vgl. auch „St.“, S. 46, 75. – Tietze vertritt allerdings die Auffassung, die Tracht sei „nur etwa dreihundert Jahre alt“ und habe „mit den Wenden nichts zu tun“, denn ihre Entsprechungen fänden sich „in der Magdeburger Gegend und im Fränkischen“ (a. a. O., S. 10).
- 55 W. Boelcke: Bauer und Gutsherr in der Oberlausitz (Bautzen 1957), S. 214.
- 56 Ebd., S. 216.
- 57 J. E. Schmohl: Sammlung für Freunde der Cameral-Wissenschaft und der Staatswirtschaft (Leipzig 1781), S. 224. – Schmohl bekennt voller Stolz von sich selbst, daß seine Großeltern väterlicher- wie mütterlicherseits „noch wendisch sprachen“.
- 58 Chr. A. Peschek: Beiträge zur ökonomischen und politischen Geschichte der Ober- und Niederlausitz (1890), S. 31 ff.
- 59 G. J. Weber: Deutschland oder Briefe eines reisenden Deutschen, Bd. 3, 3. Auflage (Stuttgart o. J.), S. 248–260.
- 60 C. Thieme in E. J. Otto: Der Spannabend – Cyclus von Bildern aus dem wendischen Bauernleben (Leipzig 1852).
- 61 W. Boelcke, a. a. O. S. 217, spricht im gleichen Zusammenhang von der „Gesinnungslosigkeit der Rokokomoral“.
- 62 Vgl. die entsprechenden Passagen in der Niederlausitzischen „Revidirten Landesordnung“, bearbeitet von J. Sidonius (Lübben 1721), sowie eine 1769 unter dem Titel „Unmaßgebliches Bedenken“ abgedruckte Diskussionsfolge im „Lausitzischen Magazin“, S. 228 ff.
- 63 Karl Limmer: Entwurf einer urkundlich-pragmatischen Geschichte der Lausitzen (Ronneberg 1839), S. 32 ff.
- 64 Auch in diesem Zusammenhang sind die Parallelen zu Fontane offensichtlich; es sei nur auf H. H. Reuters Untersuchung des Fontaneschen „Quellenbefundes“ (a. a. O. S. 576–577) verwiesen.
- 65 Unter 3, Punkt 5.
- 66 J. E. Fabri's Neues Geographisches Magazin, 3. Bd., 1786, S. 278.
- 67 Gleim: Die westliche Grenze der Slaven. In: Archiv für wissenschaftliche Kunde von Rußland, 2. Bd., Berlin 1842, S. 36/37. – Im Ganzen urteilte Gleim wesentlich weniger positiv über die Wenden als andere der zitierten Autoren.
- 68 Thieme, a. a. O. (vgl. Anm. 60).
- 69 Unter 3, Punkt 8.
- 70 A. a. O., S. 527–530.
- 71 Noch im Jahre 1863 trug Bautzen im amtlichen Verkehr den Namen Budissin (= Budyšin).
- 72 A. a. O., S. 530.
- 73 151 000 gegenüber 245 000 zwanzig Jahre vorher bei Gleim, a. a. O.
- 74 Ebd. (s. Anm. 67).
- 75 „O“ [Erstausgabe von 1863], S. 527.

- 76 H. Berghaus: Landbuch der Mark Brandenburg und des Markgraftums Nieder-Lausitz, 3. Bd., Brandenburg 1856. – Auf die hinsichtlich der alten (als Wenden bezeichneten) Oderbruchbewohner weitgehende Übereinstimmung zwischen Fontane und der „historischen Skizze“ von Walter Christiani „Das Oderbruch“ sei hier nur am Rande verwiesen. Da uns die Erstausgabe von 1855 nicht zugänglich war, muß die Frage unbeantwortet bleiben, ob Fontane an Christiani anknüpfen konnte, oder ob in spätere Auflagen derselben Fontanesche Gedankengänge eingeflossen sind. Vgl. 3. Aufl. Freienwalde 1901, S. 11 ff.
- 77 Ebd. werden angeführt: Bekmann, Historische Beschreibung der Chur und Mark Brandenburg [Berlin 1751]; Buchholtz: Versuch einer Geschichte der Churmark Brandenburg [Berlin 1765–1775]; Wehrmann, Die Eindeichung des Oderbruchs [Berlin 1861]. – Vgl. auch das „Verzeichnis der für die Wanderungen durch die Mark Brandenburg benutzten Schriften“ bei J. Fürstenau, a. a. O., S. 197–233.
- 78 A. a. O., S. 154–242 „Territorialgeschichte des Landes Lebus“.
- 79 Wenn auch nicht immer mit Erfolg.
- 80 S. die Notiz von R. Schmidt (Eberswalde): Der Wendengott des Oderbruchs. In: Märkische Blätter, Nr. 199 v. 25. 8. 1929 (= Heimatkundl. Bl. der Oder-Zeitung, Frankfurt O.).
- 81 Berghaus, a. a. O., III, S. 42.
- 82 Über diesbezügliche Aussagen von Bach (1960) und Tietze (1965) s. die vorstehenden Ausführungen (unter 2); vgl. weiter P. F. Mengel: Das Oderbruch, 1. Bd., Eberswalde 1930 (Vorwort des Herausgebers im 2. Absatz).
- 83 Berücksichtigung fanden insbesondere der märkische Schriftsteller August Trinius (1859–1919), die Bearbeiter der drei landeskundlichen Standardwerke „Die Kunstdenkmäler des Kreises Lebus“ [= Kunstdenkmäler der Provinz Brandenburg, Bd. VI, Teil 1, Berlin 1909, Schriftleitung Th. Goecke], „Lebuser Land, Leute und Leben“ [von M. Pohland, Frankfurt/O. 1929] und „Das Oderbruch“, 2 Bde [Eberswalde 1930 u. 1934, herausgegeben unter Mitwirkung eines Autorenkollektivs von P. F. Mengel], sowie die Lokalforscher R. Foß und W. Helgenberger. – Angemerkt sei noch, daß auf eine Konfrontation Fontanes mit der großen Gruppe von Interpreten des wendisch-deutschen Verhältnisses im Sinne eines extremen Chauvinismus hier bewußt abgesehen wird; vgl. auch Anm. 121!
- 84 Allerdings sei es auch schon in den voraufgehenden Jahrhunderten zur wiederholten Umgestaltung des Siedlungsbildes nach Verheerungen gekommen (Goecke, Baudenkmäler, S. 168).
- 85 R. Foß: Das Wendenvolk (in: R. Nordhausen, Unsere märkische Heimat, 2. Aufl. Leipzig 1921, S. 22–24) faßt dabei das Wendengebiet im bezeichneten Raum, insbesondere nach Norden, wesentlich über das Oderbruch hinaus, wobei er den Grenzpunkt südlich von Angermünde setzt.
- 86 Bisweilen verschwimmt dabei die germanisierende Rolle von mittelalterlicher und friderizianischer Kolonisation; so bei W. Helgenberger: Das siebenhundertjährige Platkow im Oderbruch (in: Märkische Blätter Nr. 199 v. 25. 8. 1929 = Heimatkundliche Beilage der Oder-Zeitung, Frankfurt O.), wo behauptet wird, „Pfälzer Ansiedler“ seien von den „brandenburgischen Markgrafen ins Land gerufen“ worden.
- 87 Z. B. Goecke, a. a. O. für Letschin.
- 88 So H. Teuchert in: P. F. Mengel, Das Oderbruch, S. 265.
- 89 Wie schon erwähnt; trat auch bei Foß diese Einengungstendenz noch nicht zutage; v. a. Anm. 85!
- 90 A. a. O., S. 15 und 42–43. Die Trachteninsel wird von Pohland ursprünglich etwas weiter gefaßt.

- 91 H. Teuchert: Slawische Reste (in: P. F. Mengel, das Oderbruch, Bd. 1, 1930, S. 265–268). Teuchert versuchte übrigens für Letschin, den Zentralort des inneren Bruches, eine niederdeutsche „Muttermundart“ zu rekonstruieren, der die friderizianischen Siedler im Laufe der 170 Jahre, die sie im Lande sitzen, ihre heutige Sprache abgelauscht haben“ sollen (ebd. S. 240 ff.: „Die Mundart von Letschin“).
- 92 „Das Oderbruch“, Bd. 2, S. 32.
- 93 Vgl. vorstehend 3, unter Nr. 12.
- 94 a. a. O.
- 95 „Das Oderbruch“, Bd. 2, S. 105–142; zur Tracht s. S. 135 ff.
- 96 Eine beachtenswerte Skepsis zeigt sich besonders in der großen Reserve Fontanes gegenüber den volkskundlichen Forschungen des Lehrers Rubehn in Groß-Neuendorf; vgl. seine Anmerkungen in der Erstausgabe des Bandes „Oderland“ (Berlin 1863 bei Wilhelm Hertz), S. 211.
- 97 a. a. O., S. 15.
- 98 Vgl. vorstehend Abschnitt 4!
- 99 Wie außerordentlich heikel es während der Zeit der faschistischen Diktatur war, diese Seite Fontanes darzustellen, dafür sind die gutgemeinten Bemühungen von J. Fürstenau, Fontane vom Anschein der Slawophilie reinzuwaschen, in ihrer Art typisch: J. Fürstenau: Fontane und die märkische Heimat (= Germanische Studien, herausgeg. von W. Hofstaetter, Nr. 232), Berlin 1941, S. 129–130.
- 99a Nach Teucherts einleitenden Angaben gehen seine Forschungen bis in eben dieses Jahr zurück, a. a. O. S. 239.
- 100 J. Fürstenau, a. a. O.
- 101 Vgl. vorstehend 3, unter Nr. 4!
- 102 S. 33.
- 103 Vgl. meine diesbezügliche erste Stellungnahme zu Tietze in: Fontane-Blätter, Heft 1, 1965, S. 12–13.
- 104 Im Druck veröffentlicht in der von Chr. Schöttgen und G. Chr. Kreysig herausgegebenen „Diplomatischen und curieusen Nachlese der Historie von Obersachsen“, Dresden und Leipzig 1730, S. 279.
- 105 Demgegenüber werden im „Großen Wendland“ außerdeutsche Slawengebiete zusammengefaßt: Dalmatia, Croatia . . . usw.
- 106 Wörtlich: „Lausitz“ [= Niederlausitz], „Sechsstädte“ [= Oberlausitz], „Senfftenberg“ [= stellvertretend für die wettinischen Sorbengebiete], „Starcken“ [d. h. Storkow; also der Wendische Distrikt der Kurmark], „Sommerfeld u. Cotbus“ [also die neumärkischen Inkorporationen, d. h. die Territorien Krossen und Cottbus].
- 107 Erwähnt als Fontane wahrscheinlich bekannt bei J. Fürstenau, a. a. O., S. 215. – Wandalia heißt in der damaligen Terminologie „Wendenland“.
- 108 Veröffentlicht von H. C. Hennenius in „Jacobi Tolii Epistolae Itinerariae ex auctoris schedis postumis . . .“, Amsterdam 1700: Die Quelle bezieht bezeichnenderweise diese Zahl auf „pagi frequentissimi“, und bekennt sich zum Kriterium des Sprachgebrauchs: „Sclavonica illos [= pagos] etiam nunc lingua uti“ (a. a. O., S. 42).
- 109 Die entsprechenden Dorffzahlen für den sorbischen Bereich Brandenburgs verteilen sich für 1678 im einzelnen auf: Wendischer Distrikt 137, Cottbus 117, Krossen (sorb. Teil) 77, Oder-Pleiskewinkel (Weststernberg) 9. – Es bleibt also die Restspanne von 170 bis 270.
- 110 Vgl. die Sprachkarte bei Muka, nach der die Eindeutschung der nordöstlichen Altmark um 1650 im wesentlichen abgeschlossen war: Arnošt Muka: Slované ve vojvodství Lüneburgském. Praha 1904.



- 111 Zur Territorialeinteilung vgl. F. W. Putzgers Historischer Schul-Atlas, 49. Auflage, Bielefeld u. Leipzig 1929, Karte 147-148.
- 112 Vgl. F. K. Liersch: Das Wendenregiment. Cottbus 1931, S. 3 und S. 7.
- 113 Ebd. S. 7.
- 114 Vgl. F. Mětsk: Der Kurmärkisch-wendische Distrikt. Ein Beitrag zur Geschichte der Territorien Bärwalde, Beeskow, Storkow, Teupitz und Zossen unter besonderer Berücksichtigung des 16. bis 18. Jahrhunderts. Bautzen 1965. – Übrigens konnte auch diese Darstellung von einer Aussage Th. Fontanes ausgehen, vgl. S. 11 (Einleitung).
- 115 Vgl. R. Olesch: Fontanes Linguae Dravaeno-Polabicae Minores et Chronica Venedica J. P. Schultzi. Böhlau Verlag Köln Graz 1967.
- 116 Nämlich im sorbischen Sprachgebiet und dort insbesondere im Spreewald.
- 117 Vgl. F. Mětsk: Theodor Fontanes Begegnungen 1859 im Spreewald. In: Theodor Fontanes Werk in unserer Zeit. Potsdam 1966, S. 67-80.
- 118 Von 1838 bis 1850 war Fontanes Vater Besitzer der dortigen Apotheke; vgl. E. Tietze: Theodor Fontane und Letschin. In: Deutsche Heimat, Heimatbeilage für das „Oderbruch“ und die „Zechener Zeitung“ v. 28. 4. 1934.
- 119 Wie mir Herr Schobeß, Leiter des Fontanearchivs in Potsdam, dem ich für zahlreiche sachdienliche Hinweise zu Dank verpflichtet bin, mitteilte, ist Hohen Vietz, der Hauptschauplatz des Romanes, eine vom Dichter erdachte Ortschaft, deren Lage etwa auf den Reitweiner Höhen zu suchen ist. Jedoch haben viele handelnde Personen „ihre Urbilder in Letschiner Bauern“, und ein ganzer Ortsteil Letschins wurde in die erdachte Ortschaft verpflanzt; vgl. J. Schobeß: Theodor Fontane, das Oderland und das polnische Volk. In: Frankfurter Kulturspiegel, Dez. 1957, S. 18.
- 120 Vgl. dazu sorbischerseits eine Notiz in der literarischen Monatsschrift „Lužica“ XLVII, Heft 7, 1932, S. 40. – Das Spreewaldfeuilleton war ebendort bereits 1929 positiv gewürdigt worden: XLIV, Heft 8, S. 64.
- 121 Forschungen zur Fontanerezeption in diesem Sinne stehen u. W. noch aus. Die von uns in Abschnitt 6 angezogene Literatur ist bestenfalls als gemäßigte Vorstufe zu betrachten, und auch das nur teilweise. – Daß Fontane übrigens bemüht war, Wendenliteratur Seidentopfscher Tendenz kennenzulernen, bezeugt die Mitteilung von J. Fürstenau, er habe „gleich nach Erscheinen“ R. Andree's „Wendische Wanderstudien“ (Stuttgart 1874) durchgearbeitet; vgl. a. a. O., S. 199.
- 122 „St.“, S. 92.
- 123 Zahlreiche Beispiele hierfür gibt A. Muka: Statistika lužiskich Serbow. Wobličnje a wopisanje hornjo- a delno-lužiskeho Serbowstwa w lětach 1880-1885. Wudawk A. Budyšin 1884-1886 – und ders.: Přinoški k stawiznam přeněmčenych stron Delnjeje Lužicy. Budyšin 1911.
- 124 A. a. O., S. 580 – Reuter hat sich an gleicher Stelle (S. 576 ff.) auch zu Fontanes Aufsatz „Die Wenden in der Mark“ vom Jahre 1867, der dann in den Band „Ost-Havelland“ der „Wanderungen“ einging, ausführlich geäußert.
- 124a Vgl. auch die in Abschnitt 5 erwähnte „Zuschrift“!
- 125 R. Andree, a. a. O., bes. S. 53 ff. – Vgl. auch zwei wichtige Entgegnungsschriften, nämlich H. Immisch: Deutsche Antwort eines sächsischen Wenden. Der Panslawismus unter den sächsischen Wenden mit russischem Gelde betrieben und zu den Wenden in Preußen hinübergetragen. Leipzig 1884. – und G. J. J. Sauerwein: Noch etwas mehr Licht in der sehr trüben Sache des „wendischen Panslawismus“. Bautzen 1885.
- 126 „St.“, S. 94.
- 127 Ebd.
- 128 Zitiert aus W. Müller-Seidel: Fontane und Bismarck. In: Nationalismus und Germanistik. Dokumentation des Germanistentags in München vom 17.-22. Okt. 1966, Hsg. v. B. v. Wiese und R. Heuß, Köln 1967, S. 200.

- 129 Interessant ist, daß Fontane sogar erwogen hat, die sorbische Sprache zu erlernen. Er erwarb zu diesem Zwecke ein Wörterbuch, vgl. J. Fürstenau, a. a. O., S. 129.
- 130 2. Bd. seiner Trilogie der Kriegsbücher.
- 131 H. H. Reuter, a. a. O., S. 576. Daß die Berührung mit den „Wenden“ der Fontaneschen Gegenwart derjenigen mit den Tschechen zeitlich vorausging, braucht hier nicht betont zu werden.
- 132 W. Müller-Seidel, a. a. O., S. 179. — Wieweit sich späterhin Fontane ein polnisches Bismarckurteil zu eigen gemacht hat, beweist seine Begeisterung für den kritischen Nachruf aus der Feder von Henryk Siekiewicz; s. ebd. S. 189–192.

MASARU FUJITA (YAMAGATA IN JAPAN)

### Ein umstrittener Spruch des alten Fontane

Bad Tölz, den 8. X. 1910,  
Landhaus Thomas Mann.

Sehr geehrter Herr Justizrat:

Wollen Sie für den freundlichen Ausdruck Ihrer Zustimmung meinen verbindlichsten Dank entgegen nehmen. Mein Referat über Fontanes Briefe erhebt nicht den Anspruch, eine erschöpfende Charakteristik des Mannes zu geben. Wenn ich ein oder das andere Wort gefunden habe, das der Empfindung seiner Verehrer Genüge thut, und das er selbst, wenn er noch unter uns wäre, als treffend und erkenntnishaft empfunden hätte, so wäre mir das eine schöne Genugthuung.

Was aber das Schlußzitat meines Aufsatzes betrifft, so bin ich – das bitte ich erklären zu dürfen – ganz und garnicht Ihrer Meinung, und auch bei dem Herausgeber des Nachlaßbandes werden Sie mit Ihrer Hypothese nicht durchgedrungen sein. Die formale Sorglosigkeit des Spruches zugegeben. Fontane hat ihn gewiß künstlerisch nicht wichtig genommen und ihn eben deshalb seiner Gedichtsammlung nicht einverleibt. Aber es liegt ganz sicher weder ein Druck- noch ein Schreibfehler vor, und die Version, die der Nachlaßband bringt, ist vollkommen richtig. Was Fontane ausdrücklich wollte, war gewiß nicht der wenig reizvolle Gedanke, das Beste am Leben sei, daß es einmal ende, sondern der: das Beste davon sei das „Wissen, das es sendet“, der Empfang der letzten und größten Antwort; die Lösung des letzten und größten Rätsels, der Ausgang, der Tod. Übrigens hat mich die Wiederholung des Wortes „sendet“ niemals unmelodiös berührt, ja, ich ziehe sie – wie Fontane es gethan hat – der allzu nahe liegenden Reimbildung „spendet“ entschieden vor.

In vorzüglicher Hochachtung Thomas Mann.

Diesen hier erstmals veröffentlichten Brief Thomas Manns vom 8. X. 1910 hat das Theodor-Fontane-Archiv zu Potsdam auf einer Kunst- und Buchauktion<sup>1</sup> am 13. Mai 1964 erworben.

Glücklicherweise hatte ich Gelegenheit, in das handschriftliche Original einzusehen, als ich im Herbst 1967 das Fontane-Archiv besuchte. Sein Leiter erlaubte mir, diesen Brief in den „Fontane-Blättern“ kommentiert zu veröffentlichen.

Ich will hier nicht etwas unbedingt Schlüssiges zu einer Kontroverse vorlegen, die in der späteren Forschung entstand (s. u.), das ist mir überhaupt unmöglich. Die dazu notwendigen Materialien lassen sich weder in Deutschland noch in Japan beibringen. Daher ist es von vornherein anmaßend, wenn ich einen Brief Thomas Manns mit einem Kommentar versehe. Dennoch erlaube ich mir, diese Arbeit zu übernehmen. Erstens, weil mich der Inhalt des Briefes wie auch ein Spruch Fontanes in ihm sehr interessiert. Zweitens, weil sich mir eine selten günstige Gelegenheit bot, im Fontane-Archiv zu Potsdam in anderorts schwer zugängliche Literatur von und über Theodor Fontane einzusehen. Das ist zur Zeit für japanische Germanisten ungemein schwierig wegen der geographischen Entfernung sowie der fehlenden diplomatischen Beziehung zwischen Japan und der DDR. Aus diesem Grund kann ich also nur an Hand der Materialien, die mir während meines kurzen Aufenthaltes im Fontane-Archiv zugänglich waren, den betreffenden Brief kommentieren.

Der Brief bezieht sich offensichtlich auf den Aufsatz Thomas Manns „Der alte Fontane“, der erstmals in der Zeitschrift „Zukunft“ vom 1. X. 1910 veröffentlicht wurde, besonders auf den Spruch „Leben“ Fontanes, mit dem Thomas Mann seinen Fontane-Essay schloß. Dort versuchte Thomas Mann, in dichterischer Form die Weltanschauung und Lebensweisheit des alten Fontane zu beschreiben. Die Verse lauten:

Leben; wohl dem, dem es spendet  
Freude, Kinder, täglich Brot,  
Doch das Beste, was es sendet,  
Ist das Wissen, das es sendet,  
Ist der Ausgang, ist der Tod.

Zehn Jahre später, im Jahre 1920, erhob sich um ein Reimwort dieses Spruches und dessen Lesart in dem oben genannten Fontane-Essay ein hitziger Streit zwischen Otto Pniower und Thomas Mann. Er wurde ausgetragen in der „Vossischen Zeitung“ vom 5. Mai 1920 („Der verballhornte Fontane. Eine falsche Lesart“ von Otto Pniower) und vom 8. Juni 1920 („Der gerettete Fontane. Eine Entgegnung“ von Thomas Mann). — Das ist bekannt, dennoch eine vergessene Episode. Dieser Entgegnung Thomas Manns ist eine sowohl für die Sache selbst wie für das Verhalten der Zeitungsredaktion den beiden Disputanten gegenüber interessante Schlußbemerkung von der „Vossischen Zeitung“ hinzugefügt. Weiterhin erschien in der Ausgabe vom 2. Juli 1920 ein Artikel der Redaktion unter dem Titel „Noch einmal Th. Fontanes »Leben«“. Später brachte die gleiche Zeitung vom 31. Aug. 1926 wiederum einen Aufsatz Pniowers „Ein Spruchgedicht Fontanes. Die Geschichte einer Lesart“.

Der Brief Thomas Manns ist unmittelbar nach der Veröffentlichung des Fontane-Essays in der „Zukunft“ geschrieben, wie das Datum klar zeigt.

Daraus kann man schließen, daß der Empfänger des Briefes (vielleicht der Justizrat Georg Friedlaender) bereits zehn Jahre vor Pniower die Lesart in dem Essay Thomas Manns in Frage gestellt hatte. Dennoch mag der Justizrat wohl der allgemeinen Ausführung Thomas Manns über das Menschenbild des alten Fontane, das Thomas Mann hauptsächlich auf Grund der Briefe Fontanes kritisch gestaltete, seine Zustimmung gegeben haben, wie sich aus den ersten Zeilen dieses Briefes vermuten läßt. Welche Frage der Justizrat an Thomas Mann gerichtet und welche Meinung er selber geäußert hat, ist leider nicht zu ermitteln. Allein die letzte Hälfte des Briefes macht klar, daß es sich um Thomas Manns Deutung des Spruches und dessen Reim handelt, der den dritten und vierten Vers verknüpft. Ich vermute, daß sich der Justizrat bei Thomas Mann darüber erkundigte, ob sich in den vierten Vers nicht ein Druck- oder Schreibfehler eingeschlichen, nämlich statt des Worte „sendet“ nicht ein „spendet“ gestanden hätte. Dabei ist er anscheinend zu derselben Deutung gekommen, die Thomas Mann in dem betreffenden Brief widerlegt.

Wir wollen nun in groben Umrissen die Textgeschichte des Spruches „Leben“ darstellen. Die Entstehungszeit ist bisher nicht klar. Dem Inhalt des Gedichtchens und dessen Zügen nach zu urteilen, stammt es aus der Spätzeit. Dieser Meinung sind auch alle Herausgeber der bisherigen Gedichtsammlungen Fontanes, in denen der Spruch abgedruckt ist. Er ist zu Fontanes Lebzeiten in keiner Gedichtsammlung veröffentlicht worden. Fontane hat den Spruch gewiß vom künstlerischen Standpunkt aus nicht hoch bewertet, wie bereits Thomas Mann in dem betreffenden Brief vermutet. Darüber ist auch Pniower der gleichen Ansicht<sup>2</sup>. Ferner deutet er an, „daß es sich möglicherweise um einen ersten Entwurf handelt, den der Dichter später in die Höhe der Poesie erhoben hätte“<sup>3</sup>. Andererseits kann der Dichter vielleicht keine Gelegenheit gehabt haben, den Spruch zu veröffentlichen. Wenn das der Fall wäre, liegt die Entstehungszeit zwischen Dezember 1897 und Oktober 1898, weil die letzte Gedichtsammlung vor dem Tode Fontanes im Dezember 1897 veröffentlicht wurde<sup>4</sup>. Diese Möglichkeit kann man wohl nicht außer acht lassen. In einer Anmerkung der Hanser-Ausgabe steht „E. Ende der 90er Jahre“<sup>5</sup>. Es wird aber für diese genaue Datierung keine Begründung gegeben.

Das Originalmanuskript des Dichters hat sich bisher nicht auffinden lassen. Diese Tatsache sollte die spätere Kontroverse um den Spruch hervorrufen. Nach dem Bericht der Redaktion der „Vossischen Zeitung“, die unmittelbar bei Fontanes Sohn nach der Urhandschrift angefragt hatte, hat Friedrich Fontane, der damals in Neuruppin wohnte, die Vermutung ausgesprochen, „daß seine Mutter den Zettel vielleicht einem Sammler geschenkt habe, wie das gelegentlich vorgekommen ist“<sup>6</sup>.

1908 hat Joseph Ettliger in den Nachlaßband Fontanes<sup>7</sup> erstmals den betreffenden Spruch aufgekommen. Die Verse entsprechen denen, die Thomas Mann zitiert, denn eben diesem Nachlaßband hat er den Spruch entnommen. Pniower berichtet in seinem späteren Aufsatz, daß ein mit Maschinenschrift versehenes Folioblatt, wie ihm Friedrich Fontane schreibt, aus der Druckvorlage für die Ettligersche Ausgabe stammt<sup>8</sup>. Das Blatt wurde nach der Abschrift Friedrich Fontanes hergestellt<sup>9</sup>, die nach dem Originalmanuskript aus dem Nachlaß des Dichters gemacht worden war. Sie ist in diesem Falle die einzig vorhandene Abschrift und überliefert die für uns ursprüngliche Textfassung. Der Spruch in dieser Abschrift, die ich im Fontane-Archiv sehen konnte, lautet aber ganz zweifelsfrei so:

„Leben; wohl dem, dem es spendet  
Freude, Kinder, täglich Brot,  
Doch das Beste, was es sendet,  
Ist das Wissen, daß es endet,  
Ist der Ausgang, ist der Tod.“

Wie ist nun denn die Änderung des vierten Verses im Nachlaßband zu erklären? Dazu äußert Pniower zuerst in seinem früheren Aufsatz: „Entweder der Abschreiber des Originals oder der Setzer irrte von der vierten Zeile zur dritten ab und wiederholte ihre beiden letzten Worte“<sup>10</sup>. Dagegen meint Thomas Mann: „Kein Schreiber und Setzer »irrte aus der vierten Zeile in die dritte ab und wiederholte ihre beiden letzten Wörter«, – um dann auch noch, als geistreicher Mann, aus dem »Daß« ein »Das« zu machen“<sup>11</sup>. Dabei setzt er voraus, daß der Dichter so schrieb, wie es im Nachlaßband steht. Später hat Pniower die oben genannten Abschriften eingesehen. Daraus schließt er, daß die Lesart „Ist das Wissen, das es sendet“ erst beim Setzen irrtümlich entstanden sei<sup>12</sup>. Er meint also, Ettliger benutzte bestimmt die Abschrift Friedrich Fontanes als Textvorlage. Es ist aber noch eine Vermutung möglich, daß sich Ettliger doch beim Korrekturlesen darüber den Kopf zerbrochen habe, wie man die drei letzten Verse auslegen soll, und zu dem Schluß gelangt sei, daß der vierte Vers so heißen müßte: „Ist das Wissen, das es sendet“. Eine Begründung, warum er dabei den handschriftlichen Vers so umgestaltet hat, gibt er nicht. Eine mögliche, bei Ettliger jedoch fehlende Begründung für seine Textumänderung kann man in der feinsinnigen Auslegung erblicken, die uns Thomas Mann wiederholt bietet: erstens in seinem Aufsatz „Der alte Fontane“, zweitens in dem betreffenden Brief vom 8. X. 1910 und drittens in seiner Entgegnung (gegen Pniower) „Der gerettete Fontane“. (Die gleiche Deutung des Spruches kann man auch in Friedrich Zillmanns Schrift „Theodor Fontane als Dichter“<sup>13</sup> finden.)

Im Jahre 1910 hat Thomas Mann erstmals die Absicht gehegt, einen Fontane-Essay zu schreiben, nachdem er mit großem Entzücken die zwei

Bände der 1909 erschienenen zweiten Briefsammlung Fontanes gelesen hatte. Schon 1904 bezeichnet er in seiner Antwort<sup>14</sup> auf eine Rundfrage Fontane als einen der großen Schriftsteller, die seinen erzählenden Stil beeinflußt haben. In der „Berliner Zeitung“ vom 7. 5. 1910 äußert er über sein Verhältnis zu Fontane: „Unendliche Liebe, unendliche Sympathie und Dankbarkeit, ein Gefühl tiefer Verwandtschaft (vielleicht beruhend auf ähnlicher Rassenmischung), ein unmittelbares und instinktmäßiges Entzücken, eine unmittelbare Erheiterung, Erwärmung, Befriedigung bei jedem Vers, jeder Briefzeile, jedem Dialogfetzchen von ihm . . .“<sup>15</sup> In der Tat war seine Neigung zu Fontane groß und intensiv, sie hat sich bis zu seinem Tode nie geändert. Am 29. Juni 1910 spricht er Maximilian Harden gegenüber, dem Redakteur der Zeitschrift „Zukunft“, seinen Wunsch aus, einen Artikel über Fontanes Briefe schreiben zu wollen<sup>16</sup>. Und in einem unveröffentlichten Brief<sup>17</sup> vom 21. August 1910 berichtet er, daß sein Aufsatz endlich fertig sei. Zugleich entschuldigt er sich für dessen Länge. Obgleich Harden seine Mißbilligung äußerte<sup>18</sup>, weil Thomas Mann Fontanes Verhältnis zu Bismarck rechtfertigte, erscheint der Essay dennoch in der „Zukunft“ vom 1. X. 1910. Er schließt mit folgenden Worten: „Er war geboren, um der »alte Fontane« zu werden, der leben wird; . . . und sein Leben scheint zu lehren, daß erst Todesreife wahre Lebensreife ist. Immer freier, immer weiser reifte diese seltene und liebenswürdige Natur dem Empfange der letzten Antwort entgegen“, und dann zitiert Thomas Mann, wie oben erwähnt, den Spruch „Leben“ als einen Beweis dieses Schlußwortes.

Gleich nach der Veröffentlichung dieses Aufsatzes bekam Thomas Mann wahrscheinlich von dem oben genannten Justizrat einen Brief, worin seine Lesart angezweifelt wurde. In dem Antwortschreiben spricht er sich ausdrücklich gegen die Deutung des Justizrats aus: „Was aber das Schlußwort meines Aufsatzes betrifft, so bin ich . . . ganz und garnicht Ihrer Meinung“. Zugleich legt er dar, was seiner Meinung nach der Spruch bedeute: „Was Fontane ausdrücken wollte, war gewiß nicht der wenig reizvolle Gedanke, das Beste am Leben sei, daß es einmal ende, sondern der: das Beste daran sei das »Wissen, das es sendet«, der Empfang der letzten und größten Antwort, die Lösung des letzten und größten Rätsels, der Ausgang, der Tod“. Also gibt er schon auch hier genau dieselbe Deutung wie in seinem oben zitierten Schlußwort des Fontane-Essays.

Fast zehn Jahre läßt sich kein weiteres Wort über diese Angelegenheit finden. Aber an seinen damaligen Briefen und Zeitungsartikeln kann man ablesen, daß er auch inmitten der politisch-ideologischen Verwirrungen der Kriegszeit und Nachkriegszeit seine alte Liebe zu Fontane niemals verloren hat. Er schreibt in einem Brief vom 19. VI. 1918 an Fritz Endres:

„Ich möchte die »Zukunft« mit dem »Fontane« gern wiederhaben. Ich besitze kein anderes Exemplar und werde dieses spätestens für die von Ihnen angeordnete Sammlung notwendig brauchen“<sup>19</sup>.

In dem „Fontane-Buch“<sup>20</sup>, das 1919 zum Gedächtnis des hundertsten Geburtstages des Dichters herausgegeben wurde, ist der Aufsatz Thomas Manns „Der alte Fontane“ erstmals in Buchform veröffentlicht worden. Danach sollen manche Briefe von Lesern an Thomas Mann geschickt worden sein, die ihm versicherten, er (Mann) „hätte falsch zitiert, so könne es nicht heißen, das sei ja Unsinn, und außerdem sei das doppelte »sendet« sehr häßlich; ganz zweifellos müßten die Verse lauten: Doch das Beste, was es sendet, Ist das Wissen, daß es endet“<sup>21</sup>. Er läßt sich durch abweichende Meinungen der Leser nicht beirren, sondern hält an seiner Lesart fest. Im nächsten Jahr erhob sich die schon erwähnte Kontroverse zwischen Pniower und Mann. In der „Vossischen Zeitung“ vom 5. Mai 1920 hat Pniower den rührenden Reim im Ettlingerschen Nachlaßband (sendet: sendet) als häßlich und unfontanisch bemängelt und statt dessen die Konjekture (sendet: endet) vorgeschlagen. Es waren schon mehr als zehn Jahre seit Erscheinen des Nachlaßbandes vergangen. Deshalb rechtfertigt sich Pniower zunächst: „Seit langem war mir der Fehler bekannt. Ihn jetzt an die Öffentlichkeit zu bringen, ersuchte mich eine Dame, die... darüber betrübt ist, daß sich die törichte Lesart einnisten konnte und sich wie eine ewige Krankheit fortlebt“. Und er nennt die Namen derer, die diese Lesart vertreten: Thomas Mann und Friedrich Zillmann, die beide „den Wechselbalg für ein echtes Kind“ ausgäben. Daß Thomas Mann, so beschimpft, entschlossen den Gegenangriff unternehmen mußte, hat wohl seinen guten Grund. In einem Brief vom 4. Juni 1920 schreibt er an Ernst Bertram: „Ich habe der Vossischen einen geharnischten Brief geschrieben, worin ich dagegen protestiere, daß hier mit gelehrter Autorität eine Lesart durchgedrückt und offiziell gemacht werden soll, von deren abgeschmackter Irrtümlichkeit ich, wie von wenigen Dingen in der Welt, überzeugt bin“<sup>22</sup>. In seiner Entgegnung, die in der „Vossischen Zeitung“ vom 8. Juni 1920 erschien, geht er zuerst auf die zwei ersten Verse ein, die Pniower aus dem Nachlaßband zitierte. Die von Pniower zitierten Verse lauten:

„Leben! Wohl dem, dem es spendet  
Freude, Kinder, täglich Brot!“<sup>23</sup>

Aber tatsächlich heißen sie im Nachlaßband:

„Leben; wohl dem, dem es spendet  
Freude, Kinder, täglich Brot.“

„So mit dem stillen Semikolon nach dem ersten Wort; das Ausrufungszeichen, das Herr Pniower versehentlich setzt, ist ganz unfontanisch; das Wort »Leben« wird hier nicht ausgerufen, sondern nachdenklich hinge-



sagt“. Mit diesem feinsinnigen Hinweis beginnt Thomas Mann seine Widerlegung. Wohl sind jene zwei Ausrufungszeichen Pniowers Fehler, aber nach Pniowerscher Deutung ist das Wort »Leben« ausgerufen, und das andere Ausrufungszeichen hinter den zwei ersten Versen (das »Wohl« am Leben) zeigt den Gegensatz zu den drei letzten (das »Beste« am Leben)<sup>24</sup>. Sowohl in der Abschrift Friedrich Fontanes als auch in dem Gedichtband der Hanser-Ausgabe sind die betreffenden Interpunktionszeichen ein Semikolon und ein Komma. In zwei andren Ausgaben stehen dafür zwei Semikola: in dem von Wolfgang Rost herausgegebenen Gedichtband „Allerlei Gereimtes“<sup>25</sup> und in dem der Nymphenburger Gesamtausgabe<sup>26</sup>. Beide Bände folgen aber der Pniowerschen Fassung<sup>27</sup>. Dazu erläutert Pniower: „Deutlich zerfällt die kurze Strophe in zwei Teile, von denen der eine Güter des Lebens nennt; der andere ihnen als Gesamtergebnis die Überzeugung entgegensetzt, daß das Dasein nicht lebenswert, daß das Beste an ihm das Ende sei“<sup>28</sup>. Dagegen meint Thomas Mann, daß, wenn das »Beste« des dritten Verses mit dem »wohl« des ersten korrespondiert, es das nicht in einem „gegensätzlichen“, sondern in einem „übertreffenden“ Sinne tut<sup>29</sup>. Was den wiederholten Reim betrifft, den Pniower für häßlich und unfontanisch hielt, so behauptet er in seiner Entgegnung, er könne den unter dem Klange von »spendet« stehenden Reim von »das es sendet« auf »was es sendet« nicht nur nicht als schwach und häßlich empfinden, sondern empfände ihn geradezu als die formale Pointe des kleinen Gedichts. Auf diesen Einwand Pniowers ging er schon zehn Jahre früher ein, nämlich auf die zweifelnde Frage des Justizrats: „Übrigens hat mich die Wiederholung des Wortes »sendet« niemals unmelodiös berührt, ja, ich ziehe sie – wie Fontane es gethan hat – der allzu nahe liegenden Reimbildung »spendet« entschieden vor“. Es läßt sich noch eine präzisere Auslegung des Spruches, insbesondere des Wortes »Wissen«, an das im wesentlichen die Kontroverse anknüpft, geben als die, die Thomas Mann im Aufsatz „Der alte Fontane“ und in dem besagten Brief an den Justizrat bietet. In Thomas Manns Entgegnung heißt es: „Fontane wollte sagen und hat gesagt – viel schöner, tiefer und träumerischer, als man es in Prosa sagen kann: »Glücklich, wem das Leben außer dem zu seiner Fristung Notwendigen auch noch ein wenig Freude gewährt. Aber nicht in solchen Dingen ist der eigentliche Sinn und Wert dieses großen Geschenkes zu suchen. Der Sinn und Wert des Lebens besteht darin, daß es uns zur Erkenntnis führt, – zu jener nämlich, die an seinem Ausgang unser wartet“. Diese Auslegung widerlegt Pniower später folgendermaßen: „Die etwas mystische Bedeutung, die Thomas Mann hineininterpretierte, ... wäre einmal nach meiner Auffassung des Dichters unfontanisch. Ferner wäre der Gedanke mit diesen Worten nicht gerade klar und plastisch, wie es sonst Fontanes Art ist, ausgedrückt. Was ich schon in meinem ersten Aufsatz ausführte, wieder-

hole ich: Der Spruch ist eine momentane elegisch-mürrische Äußerung des Unmutes“<sup>30</sup>.

Der Differenz der Meinungen von Pniower und Mann liegt wahrscheinlich ein Unterschied der Haltung dem alten Fontane gegenüber zugrunde und auch ein Unterschied zweier Temperamente: das des Gelehrten, der auf einzelne Probleme aus dem Leben des Dichters eingeht, dessen Werke analysiert und mit gelegentlichen Gefühlen des Dichters in einen anschaulich-logischen Zusammenhang bringt. Dem steht das Temperament des Schriftstellers gegenüber, der sich dem Dichter sehr verwandt fühlt und dessen Lebensanschauung aus dichterischen Werken und persönlichen Briefen synthetisch-intuitiv beurteilt.

Thomas Mann schließt seine Entgegnung mit folgenden Worten: „Nicht eher, als bis die Handschrift mich niederschlägt, werde ich meinen Gegnern, öffentlichen und privaten, das Feld räumen. Und auch dann werde ich es nur tun, um zu finden, daß es eine unwahrscheinlich schwache Stunde war, in der Fontane einen Spruch aufzeichnete, der nur durch fremden Irrtum seines Autors würdig werden konnte“<sup>31</sup>. In einer Schlußbemerkung, die der Entgegnung Thomas Manns hinzugefügt ist, berichtet die Redaktion, wie es sich eigentlich mit der handschriftlichen Vorlage des Druckes im Ettlingerschen Nachlaßbande verhält. Friedrich Fontane hat der Redaktion zwei Blätter mit den schon erwähnten Abschriften (ein Blatt mit seiner Abschrift und das mit Schreibschrift versehene Folioblatt) gesandt. Dort heißt der vierte Vers des Spruches: „Ist das Wissen, daß es endet“. Daher urteilt die Redaktion, es ergebe sich also, daß sich die Waagschale zugunsten der Auffassung von Pniower neige. Obwohl indessen dieser letzte Schluß in der Beweiskette fehle, habe man kaum mehr Anlaß, an der richtigen Textgestalt des Gedichtchens zu zweifeln. Die Redaktion meint, den Disput abgeschlossen zu haben, indem sie fortfährt: „Fontane aber ist auf alle Fälle gerettet. Denn wenn selbst der kaum recht glaubliche Fall eintreten sollte, daß einmal später das Originalmanuskript gefunden wird und dann womöglich die Ettlingersche Fassung bestätigt, so wird Thomas Manns feinsinnige Auslegung für diese Zeugnis ablegen“.

Doch Thomas Mann wird nicht gerettet, seine Auslegung ist zwar feinsinnig, geht aber nach Meinung der Redaktion höchstwahrscheinlich von einem falschen Text aus. In dem besagten Brief vom 4. Juni 1920 schreibt er an Bertram: „Die Nachprüfung der Handschrift hat man mir zugesagt“ und erklärt dann im nächsten Brief an Bertram, weder seinen Standpunkt ändern zu wollen noch ändern zu können: „Die Papiere aus Neuruppin können mich keineswegs überzeugen. Unbegreiflich ist mir aber, daß Ettlinger, der Herausgeber des Nachlaßbandes, sich nicht regt

und erklärt, wie er zu seiner, meiner Überzeugung nach richtiger Fassung gekommen ist“<sup>32</sup>. Übrigens war Ettlinger zu der Zeit schon verschieden<sup>33</sup>.

Die Redaktion der „Vossischen Zeitung“ veröffentlichte am 2. Juli 1920 einen Artikel mit dem Titel „Noch einmal Th. Fontanes »Leben«, als wolle sie die Stimmung und Meinung Thomas Manns berücksichtigen. Dort führt sie eine dritte, vermittelnde Lesart von Dr. Sußmann an, die einerseits fast völlig an der Richtigkeit der Abschrift von Friedrich Fontane festhält, andererseits aber auch die Lesart Thomas Manns aus Gründen seiner dichterischen Freiheit nicht verwirft. Sußmanns Vorschlag ist folgender: „Wie wäre es, wenn wir bei dem »Abirren des Setzers« blieben, also annähmen, daß tatsächlich »endet« statt »sendet« in der vierten Zeile gestanden habe, aber die »geistreiche« Änderung von »das« in »daß« nicht mitmachten? Die Verse würden dann lauten: ... Ist das Wissen, das es endet. »Das es endet« ist = das es abschließt; ... Dann ist auch der Sinn derselbe, wie ihn Thomas Mann wohl mit Recht auslegt“. Und ferner fügt Sußmann hinzu, die Anfechtbarkeit seiner Konjektur schon selbst zugebend: „Aber wird nun nicht jemand kommen und sagen: das Wort »enden« in dieser Bedeutung ist ganz »unfontane'sch«? Es wird also wohl dabei bleiben, daß erst das Originalmanuskript die Zweifel lösen wird“<sup>34</sup>.

In der 1925 herausgegebenen Fischer-Gesamtausgabe<sup>35</sup> von Fontanes erzählenden Schriften ist der Spruch wieder aufgenommen worden. Diese Ausgabe folgt der Abschrift Friedrich Fontanes, also der Fassung Pniowers. Im nächsten Jahr brachte die „Vossische Zeitung“ vom 31. Aug. 1926 zum letzten Male Pniowers Aufsatz „Ein Spruchgedicht Fontanes. Die Geschichte einer Lesart“. Dort führt Pniower seine frühere Fassung weiter aus. Er bringt dabei ein Zeugnis für die Richtigkeit seiner Konjektur bei, nämlich drei alte Abschriften, die ihm Friedrich Fontane als „Surrogat“ für die Originalhandschrift zugehen ließ. Zwei von ihnen sind, wie oben genannt, Friedrich Fontanes Abschrift und die nach dieser mit der Schreibmaschine hergestellte Kopie. „Die dritte, wieder mit der Hand geschriebene Kopie“, so berichtet Pniower, „steht auf einem Zettel, der keine Besonderheiten aufweist“. Wie er sagt, wurden diese drei Abschriften vor dem Druck des Ettlingerschen Nachlaßbandes hergestellt, und die dritte Kopie zeigte dieselbe Lesart wie die zwei anderen: „Ist das Wissen, daß es endet“. Daraus zieht er den Schluß: „Mit dem Zeugnis dieser drei Abschriften... dürfte es wohl entschieden sein, daß der Vers vom Dichter diesen Wortlaut erhielt und nicht denjenigen, für den Thomas Mann eintrat“. Aber er macht dabei nicht klar, mit wessen Hand und zu welchem Zweck die dritte Kopie gemacht wurde. Die anderen Abschriften hatte die Redaktion der „Vossischen Zeitung“ schon sechs Jahre vorher in ihrer Schlußbemerkung des Aufsatzes Thomas Manns

„Der gerettete Fontane“ auf die gleiche Weise erläutert wie hier Pniower. Man könnte also diese drei Abschriften doch nicht als neuen und überzeugenden Beweis für die echte Gestalt des Spruches anerkennen.

Seit Juli 1920 läßt sich kein Brief oder kein Aufsatz finden, worin sich Thomas Mann nochmals zu dieser Angelegenheit geäußert hätte. Daraus wird sich aber die unveränderte Überzeugung Thomas Manns über sein Verhältnis zu Fontane vermuten lassen, so daß die Aufsätze „Der alte Fontane“ und „Über einen Spruch Fontanes“ noch 1922 in „Rede und Antwort“ und auch später in seinen Essay-Sammlungen immer aufgenommen wurden. Allein im Abdruck eines Vortrags<sup>36</sup> Thomas Manns, den er 1928 in der Lessing-Hochschule zu Berlin hielt, eine stark gekürzte Umarbeitung des Aufsatzes „Der alte Fontane“ (unter Hereinnahme von Teilen aus dem Aufsatz „Anzeige eines Fontane-Buches“ aus dem Jahre 1919), ist der Spruch nicht enthalten.

Ferner läßt sich noch eine beachtenswerte Anmerkung über den Fontane-Essay Thomas Manns machen, die in dem Briefband Thomas Manns an Ernst Bertram erscheint<sup>37</sup>. Dort kommentiert Inge Jens, die Herausgeberin des Briefbandes: „Dafür, daß Pniower mit seiner Konjektur doch recht hat, spricht die Tatsache, daß im späteren Nachdruck des Thomas Mann'schen Fontane-Essays in dem Band »Adel des Geistes«, Stockholm 1945, S. 560, der Spruch in der Pniower'schen Version (»des es endet«<sup>38</sup>) erscheint“. Ich habe in einigen Essay-Sammlungen Thomas Manns nachgeschlagen. In den Stockholmer Ausgaben von 1945, 1955, 1959 und 1967 (ebenfalls in beiden Ausgaben, „Berliner Ausgabe 1956“ und „Fischer-Ausgabe 1960“ von Thomas Manns Gesammelten Werken in 12 Bänden) steht der Spruch in der Ettlingerschen Version. Nur in der Stockholmer Ausgabe von 1948 (S. 560) erscheint er geändert, aber nicht in der Version »des es endet«, sondern »daß es endet«<sup>39</sup>. Wie ist aber diese einmalige Änderung des Verses zu erklären? Dazu teilte mir vor kurzem die Redaktion des S. Fischer Verlages mit, daß es sich dabei ganz bestimmt um einen bedauerlichen, rein technischen Setzfehler handelt. Jedenfalls kann man doch nicht glauben, daß Thomas Mann bei der Veröffentlichung dieser Ausgabe seine bisher feste Überzeugung geändert hätte.

Der alte Thomas Mann vertieft sich immer wieder in die Welt des alten Fontane. Er empfindet unsagbare Befriedigung und großes Entzücken beim wiederholten Lesen von „Effi Briest“ und „Der Stechlin“<sup>40</sup>. In einem Brief vom 7. Febr. 1951 schreibt er an Henry H. H. Remak: „Daß ich jedes gute Wort, das über Fontane geschrieben wird, mit Anteil lese, brauche ich nicht zu sagen. *Mein eigener Versuch* über ihn ist, glaube ich, noch immer das Beste, was ich kritisch zustande gebracht habe“<sup>41</sup>. Mit diesem „Versuch“ meint er wohl seine Studie „Der alte Fontane“. Dem wird er doch noch in der Erinnerung besonders innig zugetan sein, ob-

wohl er bei der ersten Veröffentlichung in der „Zukunft“ die Fontane-Studie nicht so hoch einschätzte<sup>42</sup>. Am Ende des bereits zitierten Briefes an Remak spricht er wieder ebenso über den alten Fontane wie in dem Versuch früherer Jahre: „Das Allermerkwürdigste ist der Brief an Lepel mit dem Ruf nach einer guten Büchse gegen die »Contre-Revolution« und dem höchst radikalen »Alles ist faul und muß unterminiert werden«. Später war er der Mann der Kreuzzeitung. Aber zuletzt pries er die »Weber« als epochemachend und plante die »Likedeeler«. So schließt sich der Kreis“.

Nach dem mir bekannt gewordenen Äußerungen und Texten hat Thomas Mann bis zu seinem Tode seine erste Lesart und Deutung des Spruches verteidigt. Die Hoffnung auf die Auffindung von Fontanes Originalmanuskript erfüllte sich bisher noch nicht. Noch in der Nymphenburger-Ausgabe und der Hanser-Ausgabe gehen die Versionen des Spruches auseinander. Da „der echte Ring“ verloren scheint, bleibt für die Vermutungen „ein weites Feld“.

### Anmerkungen

- 1 Auktion 3 der Galerie Gerda Bassenge, West-Berlin, Kurfürstendamm 206.
- 2 Vgl. O. Pniower, Ein Spruchgedicht Fontanes. Die Geschichte einer Lesart. In: Vossische Zeitung, 31. Aug. 1926, Nr. 203, Unterhaltungsblatt.
- 3 Ebenda.
- 4 Vgl. Hermann Fricke, Theodor Fontane. Chronik seines Lebens. Berlin-Grunewald 1960, S. 88.
- 5 Th. Fontane, Sämtliche Werke. München 1964. Bd. 6, S. 993.
- 6 Schlußbemerkung der „Vossischen Zeitung“. In: Vossische Zeitung, 8. Juni 1920, Nr. 282, Morgenblatt („Der gerettete Fontane. Eine Entgegnung“ von Th. Mann).
- 7 Aus dem Nachlaß von Theodor Fontane. Hrsg. v. Joseph Ettliger. Berlin 1908, S. 162.
- 8 Vgl. O. Pniower, Ein Spruchgedicht Fontanes. Die Geschichte einer Lesart. In: Vossische Zeitung, 31. Aug. 1926. Weiterhin berichtet Pniower: „... vor einiger Zeit teilte mir der Sohn des Dichters, Friedrich Fontane, mit, daß er die Originalniederschrift des Gedichtes in Händen gehabt hätte, und daß sie die Richtigkeit meiner Konjektur bestätigte“.
- 9 Vgl. Schlußbemerkung der „Vossischen Zeitung“. In: Vossische Zeitung, 8. Juni 1920 („Der gerettete Fontane. Eine Entgegnung“ von Th. Mann).
- 10 O. Pniower, Der verballhornte Fontane. Eine falsche Lesart. In: Vossische Zeitung, 5. Mai 1920, Nr. 230, Abendblatt.
- 11 Th. Mann, Der gerettete Fontane. Eine Entgegnung. In: Vossische Zeitung, 8. Juni 1920.
- 12 Vgl. O. Pniower, Ein Spruchgedicht Fontanes. Die Geschichte einer Lesart. In: Vossische Zeitung, 31. Aug. 1926.

- 13 Friedrich Zillmann, Theodor Fontane als Dichter. Stuttgart u. Berlin 1919, S. 86. Die von Zillmann zitierten Verse folgen aber dem Text der Fischerschen Ausgabe (Gesammelte Werke. Eine Ausw. Eingeleitet v. Paul Schlenther. Berlin 1915. Bd. 1, S. 191). Dort lauten die dritten und vierten Verse: „Doch das Beste, das es sendet, Ist das Wissen, was es sendet“, (Hervorhebungen vom Verfasser). Vgl. Th. Mann, Rede und Antwort. Berlin 1922, S. 113 f.
- 14 Vgl. Th. Mann, Gesammelte Werke, Frankfurt a. M. 1960, Bd. X, S. 838.
- 15 Th. Mann, Theodor Fontane. In: Berliner Zeitung am Mittag, 7. 5. 1910, Nr. 105, Zweites Beiblatt.
- 16 Vgl. Unveröffentlichter Brief Th. Manns an Maximilian Harden. Der Brief ist im Besitz des Thomas-Mann-Archivs der „Deutschen Akademie der Wissenschaften“ zu Berlin.
- 17 Dieser Brief an Maximilian Harden ist auch im Besitz des Thomas-Mann-Archivs zu Berlin.
- 18 Vgl. Th. Mann, Briefe 1889–1936, a. a. O., S. 85 f.
- 19 Ebenda, S. 145 f.
- 20 Das Fontane-Buch. Beiträge zu seiner Charakteristik. Hrsg. v. Ernst Heilborn. Berlin 1919, S. 35–62.
- 21 Th. Mann, Der gerettete Fontane. Eine Entgegnung. In: Vossische Zeitung, 8. Juni 1920.
- 22 Th. Mann an Ernst Bertram. Briefe aus den Jahren 1910–1955, Pfullingen 1960, S. 93.
- 23 Pniower zitierte in seinem späteren Aufsatz „Ein Spruchgedicht Fontanes. Die Geschichte einer Lesart“ noch einmal die Verse aus dem Nachlaßband. Dort erscheinen die Interpunktionszeichen der zwei ersten Zeilen geändert:  
 „Leben. Wohl dem, dem es spendet  
 Freude, Kinder, täglich Brot.“
- 24 Vgl. O. Pniower, Der verballhornte Fontane. Eine falsche Lesart. In: Vossische Zeitung, 5. Mai 1920.
- 25 Vgl. Th. Fontane, Allerlei Gereimtes. Hrsg. v. Wolfgang Rost. Dresden 1932, S. 33.
- 26 Vgl. Th. Fontane, Sämtliche Werke. München 1962. Bd. 20, S. 407.
- 27 Der Pniowerschen Fassung folgen auch ein kleine Gedichtsammlung Fontanes und zwei Fontane-Breviere: „Fontane“ Hrsg. v. d. Deutschen Akademie München. Berlin–München 1936 (Deutsche Gedichte H. 31, S. 31); „Fontanes Lebenskunst“ Hrsg. v. Joseph Hofmiller. Berlin 1941 (S. 57); „Lerne Denken mit dem Herzen“ Dargeboten v. Karl Christoffel. Heidelberg 1948 (S. 182). In diesen drei Ausgaben aber entsprechen die besagten Interpunktionszeichen denen im Nachlaßband.
- 28 O. Pniower, Der verballhornte Fontane. Eine falsche Lesart. In: Vossische Zeitung, 5. Mai 1920.
- 29 Vgl. Th. Mann, Der gerettete Fontane. Eine Entgegnung. In: Vossische Zeitung, 8. Juni 1920.
- 30 O. Pniower, Ein Spruchgedicht Fontanes. Die Geschichte einer Lesart. In: Vossische Zeitung, 31. Aug. 1926.
- 31 Dazu äußert Pniower am Schlusse seines Aufsatzes „Ein Spruchgedicht Fontanes. Die Geschichte einer Lesart“: „... Thomas Manns hypothetische Folgerung wird zur Wahrheit: es war eine künstlerische schwache Stunde, in der Fontane den Spruch aufzeichnete“.
- 32 Th. Mann an Ernst Bertram, a. a. O., S. 94.

- 33 Am 2. Februar 1912 starb Joseph Ettliger in Frankfurt a. M.
- 34 Nur in der Ausgabe der Fischer-Bücherei (Th. Mann, Leiden und Größe der Meister. Frankfurt a. M. 1957, S. 324) lautet der vierte Vers: Ist das Wissen, das es endet. Vor kurzem teilte mir die Redaktion des S. Fischer Verlages mit, daß es sich bei dieser Ausgabe ganz bestimmt um einen rein technischen Setzfehler handelt. Der vierte Vers in der Ausgabe muß also in derselben Version erscheinen, die in der Quelle („Adel des Geistes“, 1945) steht: Ist das Wissen, das es sendet.
- 35 Vgl. Th. Fontane, Gesamtausgabe der erzählenden Schriften. Leipzig u. Berlin 1925. Reihe 1, Bd. 1, S. 400.
- 36 Th. Mann hat diesen Vortrag dem „Fontane-Abend“ als 6. Gabe zur Verfügung gestellt. Handpressendruck der Officina Serpentis in 75 Exemplaren. No. 56.
- 37 Vgl. Th. Mann an Ernst Bertram, a. a. O., S. 244.
- 38 sic! „des“ statt richtig „daß“; hier zitiert Inge Jens falsch!
- 39 In der Anmerkung 93 dieses Briefbandes (S. 244) kann man beiläufig ein paar irrtümliche Deutungen finden, z. B.: „Gegen diese (sc. Mannsche) Fassung wendet sich Pniower mit der Begründung, Fontane sei nicht so pessimistisch, wie seine Briefe ihn erscheinen lassen möchten. Sein Werk sei eine positive Synthese. . . . die Ettliger'sche Fassung: Leben bedeute eben das Wissen, daß es den Tod sendet“. (Hervorhebungen vom Verfasser). So kommentiert Jens. Aber jener Einwand stammt nicht von Pniower, sondern umgekehrt von Th. Mann. Die Erläuterung über die „Ettliger'sche“, nämlich Mannsche Fassung ist eine mißverständliche, weil unzulängliche Deutung.
- 40 Vgl. Th. Manns Briefe: vom 12. Mai 42 und 27. Juni 42 an Agnes E. Meyer; vom 22. Nov. 47 an Paul Citroen; vom 10. Sept. 49 an Erich von Kahler; vom 10. Juli 52 an Bernt Richter; vom 15. Jan. 54 an Albrecht Goes; vom 21. VII. 54 an Henry H. H. Remak u. a. In: Th. Mann, Briefe 1937–1947. Frankfurt a. M. 1963 und: Th. Mann, Briefe 1948–1955 und Nachlese. Frankfurt a. M. 1965. Allein der Brief vom 10. Juli 52 an B. Richter ist unveröffentlicht. Er ist im Besitz des Thomas-Mann-Archivs zu Berlin.
- 41 Th. Mann, Briefe 1948–1955 und Nachlese, S. 190. (Hervorhebungen vom Verfasser).
- 42 Vgl. Unveröffentlichte Briefe vom 13. VIII. 1910 an Hans von Hülsen und 21. Aug. 1910 an M. Harden. Diese Briefe sind ebenfalls im Besitz des Thomas-Mann-Archivs zu Berlin. (Die Angabe verdankt der Verfasser dem Fontane-Archiv, das eine Kopie der oben genannten vier unveröffentlichten Briefe Th. Manns besitzt.)

### Fontane-Forschung an der Universität Paris

Seit wenigen Jahren ist das Interesse für Fontane in Frankreich wieder erwacht. Einige seiner Romane sind in französischer Übersetzung erschienen. Artikel über gewisse historische Aspekte seines Werks wurden in literarischen Fachzeitschriften veröffentlicht. So ist zunächst der Anstoß dazu gegeben worden, daß Fontanes Werk als Forschungsgebiet von der französischen Germanistik bearbeitet werden kann.

An der Universität Paris sind eine ganze Reihe von Doktorarbeiten und sogar eine Habilitationsschrift im Entstehen begriffen. Auf diese Arbeiten junger französischer Forscher soll hier hingewiesen werden. Unter den Doktoranden bemühen sich die einen darum, die Verwendung von Motiven aus Sage und Geschichte in Fontanes Werken zu behandeln; die andern haben die Absicht, die literarische Verwendung von zeitgeschichtlichen und gesellschaftskundlichen Problemen zu erforschen. Der Habilitand endlich, dessen Arbeit bereits ziemlich weit fortgeschritten ist, analysiert mit Hilfe der strukturalistischen Methode den Aufbau der Romane Fontanes.

In diesem Forschungsbericht soll die Thematik der einzelnen Arbeiten in chronologischer Reihenfolge behandelt werden. Beginnen wir also damit, eine Arbeit zu erwähnen, in der die Bedeutung der Sagen für das Romanwerk Fontanes und für die *Wanderungen durch die Mark Brandenburg* erforscht werden soll. Die Doktorandin, Madame Poitout, ist in der französischen Öffentlichkeit bereits als Übersetzerin von Max Brod hervorgetreten: ihre Doktordissertation steckt noch in den Anfängen. Die Quellen slawischer Legenden sollen zunächst nachgewiesen werden, wobei der Autorin ihre Sprachkenntnisse zustatten kommen. Die aus den autobiographischen Schriften bekannten frühen Begegnungen Fontanes mit slawischem Sagengut sind näher zu bestimmen. Magische Motive (Zauberer, Gespenster, magische Objekte, Zaubertiere, Spukhäuser), Elementarzauber (Thematik des Wassers, der Wolken, des Feuers) sind bis ins einzelne klarzulegen; der Anstoß zu dieser Arbeit kam aus Fontanes zahlreichen Bemerkungen über das Wendentum.

Eine weitere Studie hat ein historisches Thema zum Gegenstand. Es ist die als Manuskript abgeschlossene Arbeit von Madame Marzin: Das Bild Napoleons und der Franzosen im Roman *Vor dem Sturm*. Napoleon erscheint nur einmal direkt in diesem Text. Aber das Verhalten der Franzosen wird so dargestellt, als sei es von der Verehrung ihres „Götzen“ oder Dämons bestimmt. Die Verhaltensweise der Franzosen wird nun



ihrerseits von den einzelnen Persönlichkeiten und sozialen Gruppen, die Fontane darstellt, höchst verschiedenartig beurteilt. Die Autorin hat zu ihrer Untersuchung Photokopien zahlreicher Dokumente und zeitgenössischer Kritiken zu *Vor dem Sturm* benutzt, die fast alle aus dem Potsdamer Fontane-Archiv stammen. Ferner wurden viele Briefe, Berichte, Illustrationen zu den Jahren 1811–13 herangezogen, die zum großen Teil unveröffentlicht sind. Sie stammen aus dem Hausarchiv der Familie Bonaparte. Diese wertvollen Dokumente wurden der Autorin dankenswerterweise vom Privatsekretär des Prinzen Napoleon zur Verfügung gestellt. So konnten die im Roman vorkommenden französischen Heerführer und das allgemeine Verhalten der Okkupationsarmee an Hand des erwähnten Quellenmaterials gründlich dargestellt werden. Interessant an dieser Arbeit ist ferner das aus französischer Sicht gezeichnete Bild der preußischen Widerstandskämpfer.

Eine weitere Arbeit hat auch Frankreich zum Gegenstand, spielt aber mehr ins Zeitgeschichtliche hinein. Es handelt sich um die im Entstehen begriffene Doktordissertation von Monsieur Guindon, die Fontanes Schriften zum deutsch-französischen Krieg von 1870/71 zum Gegenstand hat. Zu seiner Arbeit über die drei Bücher Fontanes zum siebenziger Krieg hat der Autor zunächst das Tagebuch des Schriftstellers herangezogen, das ihm im Fontane-Archiv zur Verfügung gestellt wurde (Schreibmaschinenabschrift). Dieses Tagebuch, das von 1866 bis 1882 reicht, enthält wertvolle Aufschlüsse über den Ursprung der Kriegsbücher Fontanes. Auch über Fontanes Arbeitsweise hat der Autor dem Tagebuch manches entnommen; ferner hat er über Fontanes Stellung zu wichtigen Tagesfragen vieles durch das Tagebuch erfahren, so zum Beispiel Fontanes durchaus nicht nationalistische Haltung zur elsäß-lothringischen Frage. Fontanes Stellungnahmen aus dem Tagebuch werden übrigens häufig in seinen Briefen bestätigt. Neben dem Tagebuch und den Briefen hat der Autor als bedeutsame Quelle Fontanes Notizbücher herangezogen, die ihm im Fontane-Archiv zugänglich gemacht wurden. Aus diesen Skizzen, aufnotierten Gesprächsfetzen und persönlichen Reflexionen hat der Autor manches über Fontanes Persönlichkeit, über seine Schreibweise und seine Beurteilung des deutsch-französischen Problems in und nach dem Kriege erfahren. Als Gegenstück zu dieser Quelle wurden die Feldbriefe von George Fontane an seinen Vater herangezogen, in denen nun der Standpunkt, die anfängliche Begeisterung und spätere Enttäuschung des Kriegsteilnehmers zum Ausdruck kommen. Die Arbeit wird zeigen, daß Fontanes Eindrücke von Frankreich zunächst ungünstig sind, daß aber mit der Zeit seine Beurteilung sich nüanciert. Der Autor hat es sich zur Aufgabe gemacht, zwischen Fontanes unmittelbaren Reaktionen und zwischen der abgewogenen Verwendung seiner Notizen in den Kriegsbüchern scharf zu unterscheiden.

Endlich soll Fontanes nach 1871 immer schärfer hervortretende kritische Distanzierung gegenüber den Zeitereignissen, gegenüber der öffentlichen Meinung, gegenüber der zeitgenössischen Gesellschaft, an Hand des benutzten Materials nachgewiesen werden. Andere Doktoranden haben sich vorgenommen, die dichterische Darstellung gesellschaftskundlicher Fragenkomplexe in Fontanes Berliner Romanen zu behandeln. Madame Chevanne arbeitet über die Verwendung innenpolitischer Motive durch den Dichter. Ihre Dissertation steckt noch in den Anfängen. Die Autorin ist zur Zeit dabei, den Quellen nachzugehen, die Fontane zur Darstellung von Parteipolitik und Wahlkämpfen zum Beispiel in *Frau Jenny Treibel* und im *Stechlin* benutzt hat.

Mit einer weiteren Dissertation gelangen wir von der politischen zur sozialgeschichtlichen Thematik. Madame Romain arbeitet über das Bild der Berliner Bevölkerung in Fontanes Romanen, Novellen, Briefen, historischen und autobiographischen Schriften. Das Thema ist etwas weitgesteckt, und es ist zu erwarten, daß die Autorin sich auf die Darstellung einer bestimmten sozialen Gruppe bei Fontane wird beschränken müssen, zum Beispiel auf das Kleinbürgertum. Gerade kleinbürgerliche Gestalten sind selbst als Randfiguren besonders aufschlußreich, wie es kürzlich erst Robert Minder in seiner Studie über eine Figur aus dem *Stechlin*, Schickedanz, überzeugend nachgewiesen hat. *Ausgangspunkt* für die Dissertation ist Fontanes Aufsatz *Die Märker und das Berlinertum*.

Weiter fortgeschritten als die eben genannte Arbeit ist die Dissertation von Monsieur Charpiot. Der Arbeitstitel lautet: Liebe, Ehe, Verhältnis und Ehebruch in Fontanes Romanen. Den eigentlichen Anstoß zu seinen Forschungen erhielt der Autor durch die Lektüre von H.-H. Reuters Vorwort zu *Märkische Romanze*. Er ist zunächst nach Berlin gegangen, um im Märkischen Museum die Roman-Handschriften genau durchzusehen, deren zahlreiche Retouchen, Streichungen und Zusätze für seine Arbeit von Bedeutung sein können. Dann hat er längere Zeit im Potsdamer Fontane-Archiv arbeiten können; der dort vorhandene gedruckte Text des Fragments *Allerlei Glück* war für ihn aufschlußreich. Bei einem derartigen Thema darf der zeitgeschichtliche Hintergrund nicht vernachlässigt werden. Der Autor benutzt dazu zahlreiche Quellen, von denen hier nur eine, für französische Leser ganz besonders interessante, genannt werden soll, nämlich das Buch *Berlin, le Cour et la Ville* des französischen Dichters Jules Laforgue, der längere Zeit als Vorleser in den Diensten der Kaiserin Augusta stand. Außerdem hat der Autor es unternommen, sich über die rechtlichen Grundlagen der Begriffe Ehe, Ehebruch, Scheidung usw. am Ende des vorigen Jahrhunderts zu informieren. Nachdem das Thema der Liebe in Fontanes Romanen so häufig vom psychologischen Standpunkt aus interpretiert worden war, scheint

es angebracht, diesen Fragenkomplex auch einmal zeitgenössisch und gesellschaftskundlich zu untersuchen.

Bei den bisher hier genannten Dissertationen handelt es sich um Erstlingsarbeiten junger Forscher. Zum Schluß soll in diesem Bericht die noch nicht ganz abgeschlossene, umfangreiche Habilitationsschrift eines erprobten Germanisten genannt werden. Es handelt sich um das Buch von Monsieur Bange, *Le Mythe et l'ironie; thèmes et structures des romans de Th. Fontane*.

Der Autor, der bereits in früheren Jahren mehrere Male im Fontane-Archiv arbeitete, benutzt die Arbeitsweise des Strukturalismus. Er definiert zunächst die symbolischen Elemente, aus deren Zusammenstellung sich die Struktur eines Romans ergibt. Wie die Elemente sich zueinander verhalten, welche Beziehungen zwischen ihnen entstehen, daraus läßt sich der tiefere Sinn eines Dichtwerks erkennen. Bei diesem Verfahren benutzt der Autor die Technik der Psychokritik; diese neuartige Literatur-Analyse stammt von dem kürzlich verstorbenen Gelehrten Charles Mauron (Universität Aix-en-Provence); ihr hauptsächliches Werkzeug ist die sogenannte Übereinanderschichtung (Superposition) der einzelnen Werke eines Dichters. Bei dieser Vergleichsmethode tritt die tiefere, sozusagen unbewußte Einheit des Gesamtwerkes in Erscheinung. Mauron hat seine Psychokritik auf Racine angewandt. Man darf darauf gespannt sein, zu sehen, was bei der Anwendung derselben Technik auf Fontanes Romane herauskommt. Zum gegebenen Zeitpunkt soll ausführlich darüber berichtet werden. Heute sei nur die Hoffnung ausgesprochen, diese neuartige Habilitationsschrift möge bald abgeschlossen vorliegen.

Es soll nicht vergessen werden, darauf hinzuweisen, daß die Pariser Fontaneforscher in wirkungskräftiger und höchst dankenswerter Weise bei ihrer Arbeit durch das Potsdamer Fontane-Archiv unterstützt werden, sowohl durch Anleitung und Zugang zu den Dokumenten an Ort und Stelle als durch Übersendung von Photokopien und von schriftlichen Auskünften; es steht zu erwarten, daß die Verbindung zwischen diesem Archiv und der Universität Paris zur Weiterentwicklung der französischen Fontaneforschung kräftig beitragen wird. Dazu kommt der Ansporn, der von dem großartigen Fontanebuch H.-H. Reuters ausgehen wird.

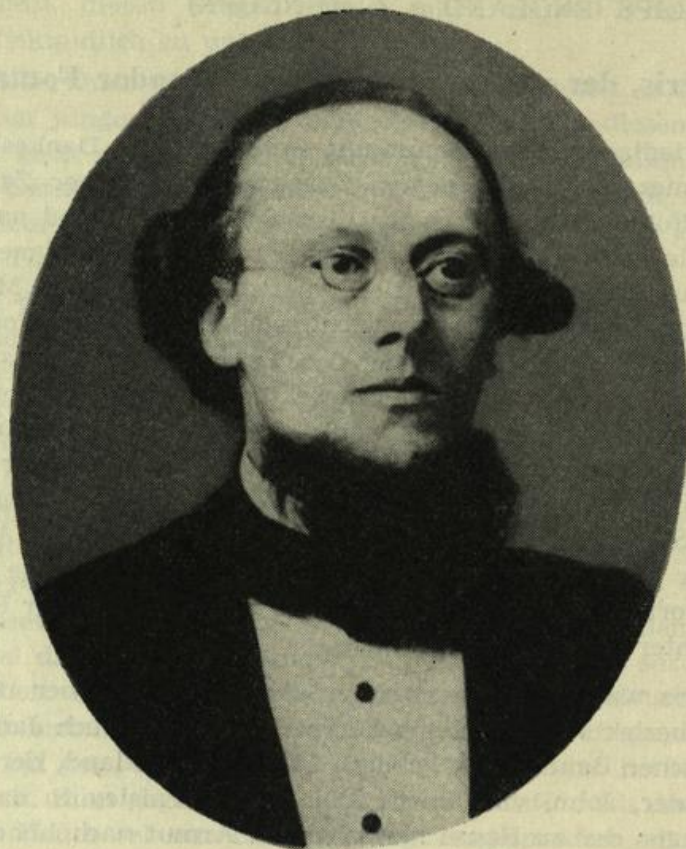
### **James Morris, der unbekannte Freund Theodor Fontanes**

Nach der Friedlaender-Briefsammlung enthalten die Dankesbriefe Fontanes an James Morris für dessen Zusendung englischer Zeitungen die wichtigsten Fontaneschen Aussagen über Sozialreform und nationale und internationale Politik, jedoch wurde bisher seitens der Fontane-Forschung, die so oft aus diesen Briefen zitiert, niemals über James Morris selbst geforscht. In keinem Register der wichtigsten Bücher über Fontane findet man wenigstens Geburtsdatum oder den Todestag von Morris. Es ist dort nur zu lesen, was man aus den gedruckten Äußerungen Fontanes über seinen englischen Freund bereits weiß: englischer Arzt, Freund Fontanes seit 1852 und später Briefpartner des alten Fontane – mehr nicht! Und doch muß man sich fragen, warum Fontane solche bedeutenden Briefe über Sozialreform an einen unbedeutenden ausländischen Arzt schrieb. Ja, wer war James Morris überhaupt? Gerade diese Frage wollen wir hier beantworten und auch versuchen, die Bedeutung dieser Freundschaft für den Dichter Fontane zu erläutern.

James Morris wurde als ein zweiter Sohn am 29. Oktober 1826 im Londoner Stadtbezirk Westminster geboren. Sein Vater, auch James genannt, war schottischer Baumeister, geboren 1787 in Schottland, der mit seinem älteren Bruder, John, von einem kleinen Ort Paisley in der Nähe von Glasgow wegen der zu Hause herrschenden Armut nach London auswanderte, um dort sein Glück zu versuchen. James Morris junior hat viele Schulen in London besucht, bis er sechszehnjährig im Jahre 1842 auf das University College, in die medizinische Abteilung kam. Er zeichnete sich bald als erfolgreicher Student aus, bekam nicht nur eine Auszeichnung für Deutsch (1843–44), sondern gewann die erste Silbermedaille in Chemie und Anatomie (1846–7), eine Goldmedaille in Anatomie und Physiologie (1846–7), sowie die Linnan-Gold-Medaille, wobei er in seiner ersten Prüfung für Bachelor of Medicine ein Stipendium von zwei Jahren bekam (1847).

Als Teil seines medizinischen Studiums wurde er am 10. Februar 1844 als Apothekerlehrling von William Clapp, Chirurg und Apotheker, von 62 Welbeck Street, Cavendish Square, angenommen, und im Oktober 1844 begann er sein damit verbundenes Studium der Pharmazie, das er erfolgreich abschloß.

Am 16. Juni 1848, während seines Begleit-Studiums an der Londoner Universität, wurde er Mitglied des Royal College of Surgeons of England im Minimum-Alter von 21 Jahren. Ein Jahr später, 1849, gewann Morris Goldmedaillen in Anatomie, Physiologie und vergleichender Anatomie



James Morris

(Mit freundlicher Genehmigung „of the President and Council of the Royal College of Surgeons of England“.)

und Chirurgie und bekam seinen Titel als Bachelor of Medicine, mit dem er berechtigt war, eine Praxis in der Park Street, Hyde Park Square, zu eröffnen. Sein Studium auf der Universität aber setzte er trotzdem fort; er wurde 1851 Bachelor of Arts und 1853 Doktor of Medicine. Dazwischen, am 15. April 1852, wurde er im Minimum-Alter von 25 Jahren zum Fellow des Royal College of Surgeons of England ernannt.

Einige Monate später las er zufällig Fontanes Annonce in „The Times“, in welcher dieser nach einem Gesprächspartner suchte. Morris meldete sich schriftlich bei Fontane, und am 1. Juli 1852 schrieb Fontane an seine Frau Emilie, daß Morris, nach seinem Brief zu urteilen, „ein netter Kerl und wohlunterrichtet zu sein“<sup>1</sup> scheine. Zwei Wochen später, am 15. Juli, beschreibt Fontane, in einem weiteren Brief an Emilie, Morris als „sehr liebenswürdig; ich war schon 2 Abende von 8–11 bei ihm;“<sup>2</sup> Am nächsten Tag wächst seine Freude an dieser neuen Freundschaft: „Er (Morris) hat

in allen Stücken – Haltung, Gesicht, Wesen und Wissen – sehr viel Ähnlichkeit mit Hermann (ich meine natürlich nicht den Schneider), nur ist er nicht so grand, (wie Hermann bei ersten Begegnungen zu sein pflegt).<sup>3</sup> Einen Monat später, am 15. August, schreibt Fontane wieder an seine Frau, wie sich „Mr. Morris“ – es ist das erste Mal, daß wir ihn beim Namen erwähnt finden – über Fontanes Vorhaben, Unterricht zu erteilen, äußerte: „wenn ich Unterricht geben wolle, so setze er voraus, daß ich nicht Creti und Pleti, sondern die Söhne von vornehmen Leuten zu Schülern haben werde“.<sup>4</sup> Fontane freute sich, daß er doch den Eindruck eines Gentlemans sowohl auf Mr. Hudson und seine Tochter, wie auf Mr. Morris gemacht habe und zweitens ihren Forderungen an einen Sprachlehrer höheren Stils einigermaßen entsprochen haben muß.<sup>5</sup> Wir finden diese Stelle nicht unbedeutend: Fontane scheint die Rolle eines Gentleman gesellschaftskritisch nicht zu verachten, sondern im Gegenteil diese gerne zu spielen. Später mehr davon. Ferner merken wir, wie Fontane immer wieder die Klugheit und das Wohlunterrichtetsein seines jungen Bekannten zum Ausdruck bringt. In seiner letzten Äußerung über Morris während dieses zweiten englischen Aufenthaltes bemerkt er im Brief vom 30. August 1852 zu seiner Frau: „Die meisten Fortschritte (im Sprachunterricht) mach’ ich im Verkehr mit Dr. Morris.“<sup>6</sup>

Am Ende des Sommers 1852 kehrte Fontane nach Berlin zurück, um bei der Presse-Zentralstelle einzutreten. Dort schreibt er im darauffolgenden Jahr die Novelle „James Monmouth“, die Geschichte einer vom Bastardsohn Karls II. geführten Revolution gegen den katholischen König Jakob II. Herzog Monmouth landet in Westengland, findet bald viele Anhänger, verspricht ihnen u. a. „daß der Arbeiter seines Lohnes würdig sei“<sup>7</sup> und schreibt „gegen Rom“ auf seine Fahne. Die Revolution scheiterte aber, und er wird von seinem Onkel hingerichtet, nicht jedoch, bevor Monmouth die Absolution von einem katholischen Priester empfing. Als eine Art Kommentar zur Handlung und gleichzeitig in der Geschichte eine Rolle spielend ist der „Harrison Club“, ein Verein, der gegen Stuart und gegen Rom orientiert ist. Der „jüngste im Club und Sekretär“ ist „James Morris“, und wenn die Mitglieder zusammentreffen, wird er gebeten, das satirisch gegen die Stuart-Dynastie gerichtete Lied vorzulesen. „Und nun, James Morris, gib’ uns dein Stuart-Lied.“<sup>8</sup> Inwiefern diese Gestalt eine Anspielung auf den wirklichen James Morris ist, ist leider nicht zu belegen. Die Eigenschaft der Jugend und des Namens, sowie das antikatholische bei der Novellengestalt „James Morris“ scheinen jedoch auf eine Ähnlichkeit zwischen dieser Gestalt und Fontanes Freund hinzuweisen.

Nun zurück zu Morris selbst. Zur damaligen Zeit soll James Morris der Familienarzt der Millais-Hodgkinson-Familie gewesen sein. Der Vater von John Everett (später Sir) Millais (1829–1896) – einer der Gründer der

Präraffaeliten-Bewegung – lebte mit seiner zweiten Frau, der Witwe eines gewissen Hodgkinson, in sehr bescheidenen Verhältnissen, so bescheiden, daß die Familie die ärztlichen Bemühungen von Dr. Morris nicht mit Geld bezahlen konnte. Statt dessen soll Frau Millais Morris gelegentlich Bilder des jungen Millais überreicht haben. Tatsächlich besaß James Morris Millais-Bilder, wie wir bald zu berichten haben, aber ob sie die betreffenden Bilder sind, die diese Geschichte bestätigen würden, wissen wir nicht. Es steht aber fest, daß diese Bilder, die sich jetzt in der Tate-Gemäldegalerie in London befinden und der Galerie vom Sohn James Morris geschenkt wurden, vom jungen Millais stammen. Wir finden diese mögliche Verbindung zwischen Morris und der Millais-Familie nicht unwichtig für unser Gesamtbild, da sie zeigt, daß Morris sich für die Werke der Präraffaeliten interessierte.

Die Präraffaeliten waren mit den sozialen Problemen ihrer Zeit sehr beschäftigt. Nikolaus Pevsner nennt sie sogar „die predigenden Maler“<sup>9</sup> und zitiert dabei die Millais-Bilder wie „Accepted“ (angenommen) or „Retribution“ (Vergeltung) und Ford Madox Brown's „Work“ (Arbeit). Das letztgenannte Bild zeigt, wie Carlyle und F. D. Maurice (der Gründer der Schulen für Arbeiter) spazierengehen, während man im Hintergrund Arbeiter, ärmlich gekleidete Kinder und ein wohlhabendes Mädchen, sowie Reklame für die Arbeiterschulen erkennen kann.<sup>10</sup>

Vielleicht liegt in den Beziehungen zur Millais-Familie und damit zur Präraffaeliten-Bewegung unser erster Ansatzpunkt, um die Beziehung von Morris zur Frage der Sozialreform weiter zu untersuchen.

In den nächsten Jahren – ausgenommen die bereits erwähnte Ernennung von Dr. Morris Fellowship des Royal College of Surgeons of England im Jahre 1853 – hören wir erst wieder von Morris am Anfang des Jahres 1855, als er einen kurzen Aufsatz an die medizinischen Zeitschrift „The Lancet“ über die Behandlung einer Hautkrankheit, nämlich „Acne Rosacea“ schrieb. Wie dies so oft in den medizinischen Schriften von Dr. Morris vorkommt, finden wir seine Vorliebe für literarische Zitate auch hier bestätigt, diesmal von Shakespeare: „Do thou amend thy face, and I'll amend my life“. Sein Stil ist gut, seine Meinung klar und seine Ideen für die Medizin seiner Zeit nicht unvernünftig.

Weitere Aufsätze folgen 1856 in „The Medical Time & Gazette“<sup>11</sup>, 1857 wieder in „The Medical Times & Gazette“<sup>12</sup> als Antwort auf eine Leserfrage über die Impfung von Hunden, worin Dr. Morris sich auf die Arbeit von Dr. Jenner stützt.<sup>13</sup> Am selben Tag, dem 10. Januar 1857, lesen wir einen weiteren Brief von Morris in „The Lancet“ über die Londoner Kanalisation. Hier finden wir die ersten Äußerungen des Doktors über die Hygiene, ein Thema, das ihm immer wieder zu schaffen machte, und ein Thema, das sein Interesse an der *Sozialreform* weiter

anzudeuten scheint. Er greift in diesem Brief den Plan von Dr. Marshall Hall auf, das Kloakenwasser trocken und nicht in Leitungen mit Wasser zu entfernen: „Das Problem der Beseitigung vom Kloakenwasser ohne Wasser seien“, so meint er, „die dadurch entstehenden Gase, welche Krankheit, z. B. die Typhus-Epidemie in Croydon und die Cholera-Epidemie in Sangate, verursachen können“.<sup>14</sup> Seinem Schriftstück fehlt es nicht am Realismus der Darstellung: Morris erwähnt, um die schreckliche Macht giftiger Gase zu zeigen, den Fall, wo ein Sarg mit der Leiche eines jungen Verwandten eines berühmten Arztes explodierte, da der Sarg nicht durchlöchert wurde, um die nötige Durchlüftung zu ermöglichen. Eben diesen Realismus der Darstellung wollen wir im Auge behalten.

Im Juli desselben Jahres verfaßte Morris für „The Medical Times & Gazette“<sup>15</sup> einen weiteren Aufsatz über den Effekt meteorologischer Änderungen und Zustände auf das menschliche Leben, d. h. wie Unterschiede in der Temperatur die Sterblichkeitsziffer beeinflussen. Obwohl es nichts Neues in seinen Bemerkungen gibt, scheint seine Methodik neu zu sein, wie uns Dr. Edwin Clarke von Sub-Department der Geschichte der Medizin, University College London<sup>16</sup>, erklärt. Uns jedoch kommt es nur darauf an, darzustellen, wie oft das soziale Moment in seinen medizinischen Schriften zum Ausdruck kommt. Morris setzte seine Zeitschriftenbeiträge weiter fort. Am Ende des Jahres schreibt er einen Brief an „The Medical Times & Gazette“<sup>17</sup> über die Aussetzung des Atmens bei Neugeborenen.

Am 18. März stirbt im Alter von 76 Jahren sein Vater.

Einige Monate später wird James Morris zum Fellow des University College ernannt, eine nachträgliche Ehrung, die nur selten ehemaligen Studenten, die sich auf Grund ihrer Leistungen besonders verdient gemacht haben, zuteil wird.

Im nächsten Jahr verstirbt seine Mutter im Alter von 72 Jahren auf Grund einer chronischen Lungenentzündung. Zwei Jahre später läßt James Morris sein erstes Buch drucken, „Germinal Matter and the Contact Theory“, ein Essay über tödliche Gifte, ihr Wesen, ihre Folgen und die Mittel und Wege, ihre schädliche Wirksamkeit zu verringern.<sup>18</sup> Zu dieser Zeit vertritt Morris in Anlehnung an Dr. Beale eine neue Theorie der Ansteckung, in der er als Antwort auf die damals wachsende Meinung, Krankheiten werden von Bakterien erzeugt, behauptet, daß eine strukturlose Materie die Toxine giftiger Substanzen, wie Eiter oder Verwesendes, aufnimmt, mit Hilfe des Windes forträgt und die Menschen quasi durch die Luft infiziert.

Morris' bzw. Beales Theorie war also von Anfang an falsch, wie man heute weiß, das Buch aber populär. Nach einigen Monaten schon wurde es von 23 auf 111 Seiten erweitert und neu herausgegeben. Die Bedeutung



dieses Werkes liegt aber nicht in der Verbreitung der Theorie Beales, die auch andere Anhänger hatte, sondern vor allem in den Schlüssen, die Morris für die zu dieser Zeit schrecklichen hygienischen Zustände daraus zog. Er zeigt deutlich, wie schmutzige Krankenhäuser selbst wieder Krankheiten erzeugen können und empfahl mehr Sauberkeit, Durchlüftung und Desinfektion. Er schlug vor, Patienten mit ansteckenden Krankheiten in Separatzimmern unterzubringen und forderte schließlich, wie bereits erwähnt, die Entfernung von Exkrementen durch Wasserkanalisation.

Die Bedeutung dieser Empfehlung dürfte verständlicher werden, wenn wir uns kurz die Zustände, die er zu verbessern versuchte, vergegenwärtigen. Im Jahre 1834 wurde das sogenannte Armen-Gesetz (Poor Law) verabschiedet, wonach drei Armen-Gesetzesbevollmächtigte beauftragt wurden, die Verordnungen dieses Gesetzes zu fördern und dem Publikum Berichte über den armen Teil der Bevölkerung vorzulegen. Das Gesetz war mangelhaft, die Bevollmächtigten besaßen zu wenig Macht, um den Armen zu helfen. Dagegen waren sie Verfasser von ausgezeichneten Berichten, die dem Publikum einleuchteten und das Verhältnis zwischen Armut und Krankheit klar erkennen ließen. Im Jahre 1838 hat ein von Edwin Chadwick (1800–1890) beauftragter Ausschuß von Ärzten die Ursachen von Armut und den daraus folgenden Todesfällen für London und das ganze Land untersucht, woraus eventuell über einen weiteren parlamentarischen Bericht Chadwicks Gesetze von 1848 folgten. In diesem Jahr etablierte Chadwick einen Ausschuß für Gesundheitsfragen. Er tat dies nicht ohne Opposition, wenn beispielsweise Professor K. B. Smellie in seinem Buch schreibt: „Als die Cholera herrschte, wurde er toleriert, aber ohne die Cholera wurde er nicht geduldet“.<sup>19</sup> Im Jahre 1854 wurde Chadwicks Gesundheitsausschuß reformiert, Chadwick selbst entlassen und der Ausschuß anschließend aufgelöst. Eine Abteilung des Kronrats übernahm die Verantwortung des aufgelösten Ausschusses für wissenschaftliche und medizinische Angelegenheiten, und das Ministerium für Marine und das Heeresministerium übernahmen die Aufgabe, ansteckende Krankheiten zu bekämpfen! Wie Smellie bissig bemerkt: „Während einiger Jahrzehnte war das Land in der glücklichen Lage, eine Rüge über den Zustand der Aborte dem Innenministerium zuzuleiten, während die daraus verursachte Epidemie jedoch vom Kronrat geprüft wurde“.<sup>20</sup>

Im Jahre 1865–6, also ein Jahr vor der Herausgabe des Buches von Dr. Morris, brach eine neue Cholera-Epidemie aus. Die schreckliche Tatsache zwang die Regierung, die Sache nun doch ernst zu nehmen: städtische Behörden mußten die ganzen Anlagen von Kloakenwasser, Reinheit von Trinkwasser und Müllabfuhr überprüfen und verbessern. Auch wurde das Problem des Minimum-Einkommens, mit dem man ein

gesundes und sauberes Leben zu führen in der Lage ist, von einem besonderen Ausschuß unter die Lupe genommen.

Diese und mehr Aufgaben und Probleme mußten bewältigt werden, und gerade diese Zeit war der Hintergrund, als das Buch von Dr. Morris erschien. Der Erfolg konnte nicht ausbleiben, und er blieb nicht aus. Seine Ratschläge, vor allem in bezug auf die Hygiene, wurden in der medizinischen Presse der ganzen Welt mit Freuden begrüßt. „Dr. Morris bereitet den Weg für ein vollkommen und universell gewürdigtes System der Hygiene“, schrieb die „Indian Medical Gazette“<sup>21</sup>; „Dr. Morris hat sich mit seinem kleinen Buch verdient gemacht...; er hat in einer eindringlichen und überzeugenden Weise ein Thema, das die Aufmerksamkeit von Fachmännern der Hygiene beibehalten hat, angeboten“, schrieb das „New York Medical Journal“.<sup>22</sup> Auch zu Hause in England wurde Morris' Buch nicht minder ernst genommen.

Besonders interessant für unsere Untersuchung der Freundschaft von Morris mit Fontane ist der Kommentar des „Journal of Cutaneous Medicine“, das auf Grund der in seinem Buch vertretenen Ansichten von Morris schreibt: „Wir sind sehr von ihrer wichtigen Relevanz für das Sozialleben und für die Pflege des Kranken beeindruckt worden“.<sup>23</sup> Relevanz für das Sozialleben war das Hauptmotiv in den meisten medizinischen Schriften von Dr. Morris. Gerade dieser Gedanke kommt am Schluß des bereits zitierten Aufsatzes zum Ausdruck: das Thema des Buches gestaltet „das Fundament von allem, was in unserem Alltag am interessantesten ist, und (gleichzeitig) umfaßt die Elemente von zukünftigem Fortschritt“.<sup>24</sup>

Das Soziale an diesem Buch tritt auch speziell im Text hervor, wenn der Verfasser über die Folgen von Krankheit für die Menschheit schreibt: „Der Ausbruch der Pestilenz ist eine seltsame und eindringende Probe von Menschen und Völkern — hier kommen die schäbigsten, dort die nobelsten persönlichen Eigenschaften unerwartet zum Vorschein. In der einen Gemeinschaft wird die soziale Bindung abgebrochen, die Gesellschaft ist vollkommen in Verwirrung gebracht; in einer anderen werden die größten christlichen Tugenden sichtbar, die Bande der Gesellschaft werden durch die gemeinsame Gefahr enger zusammengezogen, und die Reichen, die Mächtigen, die Gesunden und die Anständigen werden erfahren, wie viele Interessen sie doch mit den Armen, den Schwachen, den Kranken gemeinsam haben — ja!, und sogar mit den Verbrechern, denn dieselbe zerstörende Materie, welche die Obdachlosen und die freundlosen Landstreicher zur Krankheit niederwirft, kann ebenso Pein und Schmerz zu königlichen Türmen bringen und das Land mit Trauer erfüllen“.<sup>25</sup> Was den letzten Satz betrifft, so rhetorisch er auch in modernen Ohren klingen mag, entsprach er doch der Wirklichkeit — der Prinz-

gemahl Albert starb im Jahre 1861 an den Folgen einer Krankheit, erzeugt von der schlechten, bazillenreichen Kanalisation in Sandringham — und erwies sich zugleich als eine schreckliche Prophezeiung, als im November 1871 der Prinz von Wales, der spätere König Eduard VII., an einer ähnlich erzeugten Krankheit ernst und für längere Zeit erkrankte.<sup>26</sup>

Was aber den Stil des Buches betrifft — wir sprachen gerade von einer möglichen Rhetorik — so ist er, wie immer bei den Schriften von Morris, gut, und seine Meinung ist klar dargelegt. Besonders auffallend sind die zahlreichen Zitate aus der englischen Literatur, die er benutzt, um den Inhalt zu erhellen und deutlicher zu machen. Wir finden sogar zwei Zitate aus Goethes Faust: interessanterweise — als ob in Vorahnung auf die heutige Goethe-Forschung — bedient er sich der Rede Wagners über Homunculus in Faust II (Verse 6857/60)<sup>27</sup>, um die von ihm angegriffene Bazillen-Theorie zu verspotten. Obwohl es die Gewohnheit mancher Schriftsteller der damaligen Zeit gewesen sein mag, in einem etwas zu blumenreichen Stil zu schreiben, gewinnt man durchaus bei Morris nicht den Eindruck, daß er blumenreich, sondern vielmehr, daß er geistreich und lebendig schreibt und so, als ob es ihn Überwindung gekostet hätte, seine Begeisterung für die Literatur vollkommen zu unterdrücken.

Im nächsten Jahr, 1868, erschien sein zweites Buch: „Irritability (Reizbarkeit): Populäre und praktische Entwürfe von gewöhnlich krankhaften Zuständen, die an Krankheit angrenzen“. Diesmal wird dem Leser eine Sammlung von guten, ärztlichen Ratschlägen erteilt. Morris will dem Laien helfen, den unwohligen Zustand, der manchmal einer Krankheit vorausgeht, zu erkennen und sich demgegenüber vernünftig zu verhalten, so daß manchmal der Krankheit vorgebeugt werden kann. Den Leser wird etwas gelehrt, ohne daß er sich belehrt fühlen muß. Dies geschieht in verständlichen Worten und mit vielen literarischen Zitaten, nicht nur in Latein und Englisch, sondern auch in Deutsch, wie vorher erwähnt, z. B. aus Faust. Seine Ansichten über die Hygiene werden auch in diesem zweiten Buch wieder stark betont.<sup>28</sup>

Das Interessante aber daran für unsere Untersuchung hier ist der Blick, der in diesem Buch auf den Verfasser selbst geworfen wird. Der ärztliche Beruf, meint er, sei „ein Zweig des klerischen und ist die stärkste Bindung in der Gesellschaft“.<sup>29</sup> Dies bestätigt, wie ernst Dr. Morris seinen Beruf nahm und scheint gleichzeitig auf eine ebenso ernste Einstellung in bezug auf die Religion hinzuweisen. Gerade den Materialismus lehnt er entschieden ab: „Wir sind nicht in Gefahr, zuviel zu wissen. Nur ein kleiner Mensch mit Halbwissen weiß nicht, daß in jeder Art des Wissens, daß überall um uns herum undurchdringliche Dunkelheit herrscht, die der menschliche Geist erhellen kann“.<sup>30</sup> Materialistische Ansichten sind eben das, meint Morris später in seinem Buch, was den Zustand der

„irritability“ verschlimmern kann.<sup>31</sup> Dagegen sei z. B. die Welt der Dichtung zu empfehlen, denn sie schenkt dem Menschen „Vertrauen und Hoffnung“<sup>32</sup> und ist „ein stärkendes Mittel für den Geist erster Klasse“.<sup>33</sup> Im Gegensatz hierzu aber wirkt er manchmal sehr streng, wenn er beispielsweise davon spricht, daß man morgens ein kaltes Bad nehmen soll: „Augenblickliches Hineinspringen, kein Zittern dicht vor dem Rand“!<sup>34</sup>

Diesmal war die medizinische Presse nicht so freundlich, obwohl die „Medical Times und Gazette“ vom 20. Juni 1868 dieses Werk treffend kommentiert: „... daß es höchst erfinderisch ist, genau das, was wir von Dr. Morris erwarten würden“.<sup>35</sup> Dieselbe Zeitschrift meint aber am 1. Mai 1869 zum gleichen Werk, daß der Verfasser ein besseres Buch hätte schreiben können.

Nach der Veröffentlichung dieses zweiten Buches zog sich Morris für kurze Zeit von seinem Schreiben zurück. Er heiratete am 9. März im Jahre 1869 Agnes Hunter Turner (geboren circa 1842), die Tochter eines alten Freundes aus Glasgow. 1870 zog die Morris-Familie aus ihrer Wohnung in Park Street 79 aus und wechselte nach Nummer 13 Somers Place, Hyde Park Square.

Agnes soll eine bemerkenswerte Frau gewesen sein. Im Gegensatz zu ihrem Mann – der etwas streng war, wurde sie von den Kindern liebevoll verehrt. 1872 gebar sie den ersten Sohn, John Turner. Ein zweiter, David King, folgte. Danach kamen drei Töchter – Anne, Agnes und Leila. Diese große Familie dürfte Morris sehr viel zu schaffen gemacht haben. Wir finden nach seiner Heirat nur zwei kleine medizinische Beiträge über Diät-Milch in „Medical Times und Gazette“ vom 24. Juni 1871 und im nächsten Jahr einen Artikel über, wie er glaubt, das „schwerste festgestellte menschliche Gehirn“ im „British Medical Journal“ vom 26. Oktober 1872.

Zwei Jahre später aber, am 12. November 1874, beantragt er seine Mitgliedschaft beim Statistischen Verein (Royal Statistical Society) und wurde in den Verein aufgenommen.

Über die nun folgende Zeit haben wir leider lediglich Berichte, die Dr. Morris' Sohn, John, später in hohem Alter Mrs. Joach Bastin Church erzählt haben soll. Wir können im Moment nichts beweisen, da man Nachforschungen dieser Art ständig fortsetzen kann! Jedoch scheint uns die folgende Geschichte, wenn auch nicht in jeder Einzelheit wahr, dann wenigstens doch erzählenswert und zum größten Teil höchst wahrscheinlich den Tatsachen entsprechend zu sein. In dieser Geschichte geht es hauptsächlich um finanzielle Dinge. Zuerst ging das Familienbaugeschäft, das seit dem Tode des Vaters vom älteren Bruder Dr. James Morris', John Morris, geführt wurde, bankrott oder wäre beinahe bankrott gegangen, wenn nicht Dr. James Morris seinem Bruder ausgeholfen hätte.

Zweitens wurde er (James Morris) von einem anderen Mitglied der Familie – bisher nicht eindeutig festzustellen – um Geld gebeten, damit dieser (Schuldner) ein öffentliches, unzureichend bezahltes Amt, das der Morris-Familie Ansehen bringen würde, übernehmen konnte. Der Bankrott oder Beinahebankrott seines Bruders soll für James Morris sehr schmerzhaft gewesen sein, da sein Ehrgefühl dadurch verletzt wurde. Aus diesem Grunde lieh er das Geld gerne ein zweites Mal aus, nur um die Ehre der Familie nochmals zu retten, bekam aber das ausgeliehene Geld niemals zurück. Wie man sich vorstellen kann, litt seine ganze Familie sehr unter diesen Tatsachen. Seine Frau handelte in dieser Zeit sehr tapfer. Sie übernahm den Unterricht ihrer zwei Söhne, obwohl – wie es berichtet wird – sie selbst als Kind nur äußerst sparsam unterrichtet wurde. Dessenungeachtet ließ sie Schulbücher schicken, studierte sie selbst und vermittelte den Stoff an ihre, wie sich bald herausstellte, außerordentlich begabten Söhne, bis die beiden durch Beziehungen in das East London College for Working Men (Arbeiter) aufgenommen wurden.

Der Familie Morris ging es finanziell immer noch sehr schlecht. Dem Leiter der Schule fiel es auf, daß die Morris-Jungen nur abwechselnd zur Schule kamen. Er erkundigte sich und erfuhr, daß die beiden zusammen lediglich ein Paar Schuhe besaßen! Daraufhin wurde schon seitens der Schule geholfen. Zum anderen stellte sich heraus, daß die beiden sehr begabt in Elektrotechnik waren, zu einer Zeit also, in der dieses Fach als Wissenschaft fast am Anfang stand. John und David kamen beide auf die Londoner Universität und wurden Assistenten bei Professor (später Sir) Ambrose Fleming (1849–1945), dem Entdecker der Thermionenröhre (Radoröhre). 1898 richtet John Morris selbst Klassen für das Studium von Elektrotechnik in den People's Palace Technical Schools ein. Später wurde diese Institution als College an die Londoner Universität angeschlossen, und John Morris wurde zum Professor ernannt. Im ersten Weltkrieg entdeckte er das Hydrofon (hydrophone) – ein Gerät, mit dem man die Anwesenheit von U-Booten elektronisch feststellen konnte. Auch ging die Gründung des Hochspannungs-Labors im Queen Mary College an der Londoner Universität von seinen Bemühungen aus. 1954 schrieb er eine Biographie über Sir Ambrose Fleming.<sup>36</sup>

Aber nicht nur auf technischem Gebiet war er sehr aktiv, sondern er interessierte sich auch, wie seine Schwestern, sehr für christliche Missionen und für Musik. 1914 heiratete er Annie Elizabeth Frances MacGregor, die Tochter des berühmten Philanthropen, Forschungsreisenden und Missionars John MacGregor (1877–1892), der durch seine Fahrt in einem Kanu den Nil und Jordan entlang berühmt wurde.<sup>37</sup>

Uns interessiert jedoch am meisten seine philanthropische Tätigkeit. Er begründete nicht nur selbst verschiedene Wohlfahrtseinrichtungen für

arme Leute, sondern er bat auch um Unterstützung dafür und erhielt die Hilfe des größten Sozialreformers seiner Zeit, wenn nicht für alle Zeit, nämlich Anthony Ashley Cooper, genannt „Lord Ashley“, Earl Shaftesbury (1801–1885).<sup>38</sup>

Für uns aber bleibt die Frage offen: Kannte James Morris John MacGregor? Die Ehe zwischen ihren Kindern würde dafür sprechen, obwohl sie erst nach dem Tode von James Morris zustande kam. Wir besitzen auch keinen Beleg, um eine solche Bekanntschaft zu beweisen. Es steht lediglich fest, daß John Morris (James Morris' Sohn) Annie MacGregor (John MacGregors Tochter) lange vor ihrer Heirat 1914 gekannt hat: beide waren schon über vierzig, als sie heirateten. Ferner scheint es sehr unwahrscheinlich, daß James Morris nicht wenigstens von dem berühmten MacGregor gehört haben soll, denn Berichte (oft selbst geschrieben) über dessen Kanufahrten und seine Sozialreformarbeit standen in jeder Zeitung. Die Frage aber, ob Morris MacGregor kannte, bleibt ungeklärt. Wir schließen damit unseren kleinen Exkurs über den ersten Sohn von James Morris, der nach seiner Ehe MacGregor-Morris genannt wurde, ab. Er starb am 18. März 1959 im Alter von 87 Jahren.

Sein Buder, David, wurde nach seiner Zeit als Fleming-Assistent Vorstand der elektrotechnischen Abteilung in Mason College Birmingham und später Direktor der Firma M. L. Magneto GmbH. Er war der Entdecker eines Gerätes, mit dem man den Benzinverbrauch beim Fahren eines Autos feststellen konnte. Leila Morris, die ihrem Bruder John bei seiner späteren Arbeit half, starb erst 1960. Männliche Nachkommen dieses Zweiges der Familie existieren nicht.

Nun aber zurück zu James Morris selbst. 1880 läßt sich seine bereits vermutete Beziehung zur Millais-Hodgkinson-Familie schriftlich belegen. Henry Hodgkinson, der Halbbruder Sir John Everett Millais', schrieb an Morris, um auf dessen Wunsch die Echtheit verschiedener Millais-Bilder, die sich in seinem (Morris') Besitz befanden, zu bestätigen und, wie es scheint, um Morris ein weiteres Bild zu schenken. Auf dem beigelegten Zettel steht: „Dr. Morris von einem dankbaren Patienten“. Daß die Freundschaft zwischen den Hodgkinsons und der Morris-Familie noch weiter andauerte, zeigt auch die Tatsache, daß Mary Hodgkinson, die Witwe Henry Hodgkinsons, der ältesten Tochter James Morris, Anne, zwei Millais-Bilder vererbte.<sup>39</sup>

1888 ließ sich Dr. Morris aus gesundheitlichen Gründen pensionieren. Erst fünf Jahre später erfahren wir von seinem berühmten Briefwechsel mit dem alten Fontane<sup>40</sup>, der allem Anschein nach schon wesentlich früher angefangen hat. Fest steht nur, daß der erste Brief, der uns erhalten geblieben ist, vom Ende des Jahres 1895 stammt. Mit Sicherheit fehlen also die Briefe Fontanes ab Dezember 1893 bis 1895 und vielleicht auch

einige aus der Zeit vor 1893. Auf jeden Fall sind alle Briefe von James Morris an Fontane verschollen.

Am 12. April 1898 starb Frau Morris im Alter von 56 Jahren an einem Blinddarmdurchbruch, und zwei Jahre später, einige Tage vor Weihnachten, erkrankte Dr. Morris sehr schwer an einer Magenschleimhautentzündung<sup>41</sup>, die am dritten Tage (22. Dezember 1900) zu einem tödlichen Herzinfarkt führte.

Zusammenfassend kann gesagt werden: Wir haben versucht, nicht nur eine Sammlung biographischer Angaben über den englischen Arzt James Morris zu geben, sondern auch seine Interessen an und seine Beschäftigung mit der Sozialreform besonders zum Ausdruck zu bringen. Im ganzen haben wir in ihm einen geistreichen Mann erkannt, der wohl fähig war, Fontane geistvolle und anregende Gesellschaft zu leisten.

Nun wollen wir zu einer Beschreibung dieser Gesellschaft während Fontanes drittem und letztem Aufenthalt in England übergehen.

Fontane war von der Zentralstelle für Presseangelegenheiten unter dem Vorstand von Dr. Ludwig Metzel (1815–1895) beauftragt worden, eine deutsch-englische Korrespondenz zu gründen, mit der weiteren Aufgabe, den deutschen Zeitungen Berichte zu erstatten. Es war eine Zeit, während der die politische und dichterische Einstellung Fontanes immer noch unter der Enttäuschung über den Ausgang der Revolution von 1848 litt.

Am 8. September 1855 kam Fontane in London an, um seinen dritten Aufenthalt in England zu beginnen. Zwei Tage später – so notiert er in seinem Tagebuch – meldet er sich schriftlich bei Dr. Morris an und besucht ihn am nächsten Tage abends. Fontane legt Morris „allerhand Fragen in betreff der ‚Korrespondenz‘ vor, erhielt aber leider nur sehr ungenügende Auskunft“<sup>42</sup>. Im Brief vom 4. Oktober an Emilie beklagt sich Fontane nochmals über die Unfähigkeit von Morris, ihm in dieser Angelegenheit behilflich zu sein: „Indem James Morris von Presseangelegenheiten nichts wußte und wenig Neigung zeigte, mit Aufopferung eines Vormittags sich die erforderliche Kenntnis anzuschaffen“<sup>43</sup>. Ferner meint er, Morris nütze ihn aus „und setzt mir nicht einmal eine Tasse Tee vor; trotzdem muß ich froh sein, ihn zu haben, denn er ist freundlich und sehr gebildet“<sup>44</sup>. In seinem Tagebuch notierte Fontane am 18. Oktober 1855: „Zu James Morris; am Kamin politisiert; – auch die gescheitesten Engländer (wenn sie nicht Politiker vom Fach sind und einer bestimmten Partei angehören) sind nichts weiter als die hunderttausend Echos der Times“<sup>45</sup>. Sicherlich kann diese Bemerkung nicht als Kritik der Sozialreform von Morris verstanden werden. Erstens haben wir keinen Grund zu glauben, Morris sei Reaktionär gewesen, zweitens hat „The Times“ nicht negativ auf die Sozialreformbestrebung reagiert und drittens – was später ausführlich zu behandeln sein wird – war Fontane zu *der Zeit* der

preußischen Regierung in vieler Hinsicht ergeben. Möglicherweise kann diese Stelle sich auf die Haltung der „Times“ in Sachen des Krimkrieges beziehen. Jedoch muß gesagt werden, daß Morris gegenüber Fontane nicht so wenig hilfsbereit war. In einem Brief Fontanes an Dr. Metzel vom 1. Dezember desselben Jahres (1855) wird Morris' Hilfe zweimal erwähnt: einmal, als er vergebens versuchte, für Fontane eine Übersetzung der preußischen Thronrede für £ 5 zu verkaufen, und ein andermal, als er auf diese Angelegenheit zurückgreift und Metzel erklärt, wie nach Erhalt der bereits erwähnten Thronrede er (Fontane) „an dem selben Abend (...)  $\frac{3}{4}$  Meilen laufen oder fahren (muß), um darüber den Rath meines Freundes Morris einzuziehen“.<sup>46</sup>

Im Grunde genommen scheint Fontane nicht unzufrieden mit seinem jungen Freund gewesen zu sein. Am 18. Dezember bestellt er bei seiner Frau als Weihnachtsgeschenk „ein gesticktes Taschentuch für James Morris“<sup>47</sup>, und damit beginnt die Zeit, über die ziemlich ausführlich von der wachsenden Freundschaft in den bisher teilweise ungedruckten Tagebüchern geschrieben wird. (Nur wenig davon wird in der Nymphenburger Ausgabe, Band 17, wiedergegeben.) (Ein Tagebuch vom 14. Dezember 1855 bis 21. November 1856, und das zweite vom 22. November 1856 bis 2. Oktober 1858.)

Dort wird James Morris über siebzimal erwähnt. Es würde zu weit führen, alle Stellen zu zitieren. Manchmal steht dort nur der Satz: „Morris geschrieben“. „Zu James Morris“. „Brief von James Morris“, und „Abendbesuch von Dr. Morris“. Aber gerade davon bekommt man ein Bild vom regelmäßigen Kontakt zwischen zwei guten Freunden, der auch in den bisher zum Teil ungedruckten Briefen an Emilie zum Ausdruck kommt: „gewöhnlich bin ich in Clubs, Meetings oder bei Morris“ (3. Juli 1856)<sup>48</sup> oder „Abends bin ich bei Morris“ (31. Mai 1856)<sup>49</sup> oder im jetzt gedruckten Brief vom 20. Juni 1856<sup>50</sup>, wo Fontane an seine Mutter schreibt, daß er „jeden Sonnabend zu Morris“ gehe.

Durch all' diese Dinge scheint auch die entscheidende Art dieser Freundschaft zwischen Fontane und Morris als eine Geistesfreundschaft charakterisiert zu sein. Was Fontane an Morris reizte, waren sein Geist und seine Intelligenz. Dies dürfte allein durch die bereits erwähnten Belege sichtbar gemacht sein. Aber es gibt noch andere: z. B. als Fontane, Anfang Dezember 1856, von Friedrich Eggers gebeten wird, eine Broschüre, verfaßt vom Berliner Arzt Julius Erhard (1827–1873), über die Reform der Ohrenheilkunde an den berühmten englischen „philantropisch gesinnten“ Joseph Toynbee (1815–1866) zu senden, will Fontane zuerst seinen Freund „Dr. Morris, sehr gescheites Kerlchen“<sup>51</sup> zu Rate ziehen oder auch, als Fontane von einem kurzen Besuch aus Frankreich zurückkehrt, schreibt er an Emilie (1. November 1856): „Meinen Dr. Morris hab' ich



noch nicht aufgesucht. Er ist ein feiner, lieber, artiger, sehr unterrichteter Mann“<sup>52</sup>

Besonders bezeichnend für das Geistvolle, ja sogar für das geistig Anregende an dieser Freundschaft ist die Gewohnheit beider, Kunstaussstellungen zu besuchen. Hinsichtlich der Beziehungen Morris' zur Millais- und Hodgkinson-Familie dürfte der englische Arzt kein schlechter Cicerone für Fontane gewesen sein. Jedenfalls lesen wir Stellen in den Tagebüchern, wie z. B. für Mittwoch, 12. Mai 1858: „Dr. Morris getroffen und mit ihm zusammen in die schöne Bridgwater-Gallerie“<sup>53</sup>. Bereits am Donnerstag, dem 17. Juli 1856, hat Fontane eingetragen: „Dr. Morris selbst getroffen und mit ihm (zur) Exhibition of german painters“<sup>54</sup>. Oder am Dienstag, 24. Juni: „Mit James Morris in Sloane-Museum, später Sir Joshua Reynolds“<sup>55</sup>. Ein anderes Mal handelt es sich um einen Ausflug. Dienstag, den 1. Juni 1858: „Dr. Morris in Poet's Corner getroffen. Den Victoria Tower erstiegen. Das Treppenhaus interessant, schöne Aussicht.“<sup>56</sup> usw.

Auch dürfen wir nicht das Selbstverständliche an der Freundschaft zwischen den beiden vergessen: Morris war natürlich Fontanes persönlicher Arzt und Familienarzt, als Emilie am 27. Juli 1857 nach London zog<sup>57</sup>. Man kann sich eigentlich für beide keine schönere Freundschaft vorstellen: James Morris hatte das Glück, von Fontane Sprachunterricht in der deutschen Sprache zu bekommen (allein der Gedanke macht den Verfasser dieses Aufsatzes sehr neidisch!), und Fontane fand in einer Zeit der Einsamkeit und Prüfung im Ausland den Dienst und die Freundschaft eines intelligenten, klugen und „wohlunterrichteten“ Mannes wie James Morris.

Was uns aber am meisten interessiert, ist das, worüber die beiden Freunde an den langen Abenden sprachen. Darüber geben uns erst die ungedruckten Tagebücher knappe, aber wie es uns scheint, wichtige Auskunft: „Sonnabend 5. April 1855 Dr. Morris getroffen, lebhaftige Debatte über Scott, Dickens, Thackeray, Hogarth etc.“<sup>58</sup>, Sonnabend 14. März 1857: „Zu James Morris über Goethe und Goethes Faust diskutiert“<sup>59</sup>, Montag 20. September 1858: „Abendbesuch von Dr. Morris. Plaudereien über Scotland und Walter Scott“<sup>60</sup>, Sonnabend 21. November 1857: „Besuch von Dr. Morris; Politisiert (Geschichtsschreibung, Wellington und Waterloo)“<sup>61</sup>, Montag den 15. Februar 1858: „Abendbesuch von James Morris, geplaudert. Mr. Collins und Dr. Morris zu Tisch. Lebhaftige Konversation, das alte Thema: Deutschland oder England. . . .“<sup>62</sup>, Montag 19. April 1858: „Abendbesuch von Dr. Morris und Schweitzer, Unterhaltung über Unsterblichkeit der Seele“<sup>63</sup>. Hinzu ziehen wir die bereits erwähnte Stelle: 18. Oktober 1855: „Zu James Morris, am Kamin politisiert“<sup>64</sup>.

Aus dieser Sammlung von Zitaten finden wir Ausdrücke, die uns wichtig erscheinen, da sie die Art der Unterhaltung und der Freundschaft und die Bedeutung dieser Freundschaft kennzeichnen: „Politisiert“, „Lebhaftige

Debatte“ oder „Konversation“. Der Charakter der Gespräche deutet hin auf Unstimmigkeiten beim Gespräch über verschiedene Themen, hauptsächlich der Literatur oder Politik. Für unsere Arbeit interessiert am meisten das gemeinsam besprochene Thema der Literatur, vor allem Dickens, denn wir wissen von den Schriften Fontanes, was er gerade vor dieser Zeit und zu dieser Zeit über diesen Dichter, der solch' entscheidende Wirkung für englische Sozialreformen zeigte<sup>65</sup>, dachte.

In seinem 1855 verfaßten Aufsatz über Gustav Freytags Roman „Soll und Haben“ deutet Fontane auf die Ähnlichkeiten zwischen diesem Roman und den vorhergehenden Werken von Thackeray und Dickens hin; auch auf den Realismus, den Humor Dickens' und auf die „Formlosigkeit des englischen Romans, vielleicht mit Ausnahme des historischen“<sup>66</sup>, geht er kritisch ein. Was ihn aber zu dieser Zeit am meisten bei Dickens zu stören scheint, ist paradoxerweise genau das, was seine späten Werke – die Berliner Gesellschaftsromane – beinhalten und berühmt machte: Gesellschaftskritik! Am 25. Juli 1857 schreibt Fontane in einem Bericht für die „Kreuz-Zeitung“:

„... Dickens, der Novellist, wird nach wie vor hoch geachtet (in der engl. Presse); aber Dickens, der Reformier und Politiker, der in Novellenform demokratisiert und Dinge behandelt, von denen er nichts versteht, hat allgemach eine ganze Phalanx von Feinden gegen sich heraufbeschworen. Zu dieser Erscheinung kann man England nur Glück wünschen. Dickens fing an, ein politischer Schriftsteller in Heines oder, wenn das zu hart ist, in Börnes Manier zu werden. An Witz und Geist und guten Einfällen kein Mangel, aber an Sachkenntnis und jenem gesunden Sinn, der vor allen Dingen an keine Vortrefflichkeitsschablone glaubt, der alleräußerste, d. h. Mangel. Deutschland hat schwer darunter zu leiden gehabt, daß es Heine und Herwegh als politische Lehrmeister hinnahm. Eine gesunde Reaktion kam, aber sie kam spät, und England mag sich gratulieren, daß es *Geist gegen Geist* einzuschreiten versteht, ehe der böse Samen aufgegangen ist. Thackeray geißelt auch, aber er geißelt mehr die Gesellschaft *überhaupt* als irgendeine bestimmte Klasse daraus; er stopft nicht beständig eine Schreckenspuppe aus unter der Überschrift „Aristokratie“ und führt sie nicht durch die Straßen, damit das Volk sähe, wie häßlich sie sei, und mit Steinen danach werfe. . . . . Eines freilich fehlt auch ihm: Er sucht nach Wahrheit, aber seinem Suchen und seinem Finden fehlt die Liebe. So fehlt seinen Wahrheiten zuletzt doch die höchste Wahrheit, und seine getroffensten Porträts frappieren überwiegend durch die *häßliche* Hälfte des Originals . . . . .“

Zu dieser Stelle schreibt Hans Heinrich Reuter in seinem Kommentar: „Das in der Abwertung von Dickens mitschwingende politische Urteil ist kennzeichnend für Fontanes damalige Einstellung; zu bedenken ist ferner,

daß er den Bericht ursprünglich für die reaktionäre ‚Preußische (Kreuz-) Zeitung‘ geschrieben hatte. —“ Die spätere politische Entwicklung Fontanes dürfte mit ein Anlaß gewesen sein, daß er sein Urteil änderte; am 20. 6. 1879 schreibt er an seine Frau, er glaube, „daß Dickens Talent viel größer sei als das Thackerays“. <sup>67</sup> Ferner in seiner Biographie über Fontane schreibt Reuter: „Parallelen, schief gezogen, sind zu unübersteigbaren Grenzen geworden. Die Stellung, die Fontane in den letzten Sätzen bezogen hat, ist eindeutig. Das Wort von der ‚gesunden Reaktion‘ gehört zu den bösesten, die er je geschrieben hat. Kein Zweifel: die Sätze haben Gewicht, *sollen* es haben.“

Geopfert wurde eine Überzeugung. Es war die Absage an die Vergangenheit, die private wie die historische, zugunsten einer miserablen Gegenwart. Es war das Balancespiel, nunmehr in seinem gefährlichsten Akt. Leicht hätte auch das ‚Programm‘ dabei verspielt werden können, dessen Ansätze soeben erst entwickelt worden waren.“ <sup>68</sup>

Ob Fontane Dickens in diesem Punkt vollkommen richtig verstanden hat, ist eine andere Frage, denn Dickens ist viel mehr bemüht, die Unmenschlichkeit seitens der ganzen Gesellschaft — nicht nur seitens des Adels — anzugreifen und zu beseitigen, als die Aristokratie allein zu kritisieren. Eher tat dies der zu dieser Zeit von Fontane bevorzugte Thackeray, wie z. B. in seinem „Book of Snobs“. Aber das Wichtigste an der Kritik Fontanes an Dickens ist, wie Reuter richtig zeigt, der allgemeine Ton der Fontaneschen Ablehnung der Gesellschaftskritik von Charles Dickens. Dickens, selbst der Sohn armer Eltern, wußte bereits Bescheid über die Dinge, die er beschrieb, und war als Sozialreformer sehr erfolgreich. <sup>69</sup> Sein Realismus in den Darstellungen der schrecklichen Zustände, in denen viele arme Leute lebten, war dazu notwendig und blieb trotzdem ein Werk der Dichtung. Über Fontanes sich wandelnde Einstellung zum Realismus <sup>70</sup> können wir in dieser Untersuchung nicht näher eingehen — sie bedarf ihrer eigenen Untersuchung.

Was uns aber im Moment viel wichtiger erscheint, ist das Licht, das Fontanes derzeitige Einstellung zu Dickens auf die Bedeutung der Freundschaft zwischen Fontane und Morris wirft.

Denn gerade über Dickens haben die beiden Freunde doch lebhaft diskutiert, und aus den bereits zitierten Stellen der Schriften Fontanes können wir schließen, daß Fontane Dickens nicht vertrat, James Morris dagegen, in dessen sozialreformatischem Sinne Dickens schrieb, sehr wohl. Mit anderen Worten: gerade zu der Zeit, als sich Fontane der Reaktion näherte, war er gleichzeitig der Freund eines Sozialreformers.

Kurz gesagt: wir haben versucht herauszuarbeiten, wie Fontane und Morris, die beiden Freunde, während des dritten Aufenthalts Fontanes in England in gewissem Sinne Kontrahenten waren und daß Gegenstand

ihrer Meinungsverschiedenheiten immer wieder Dickens und dessen Gesellschaftskritik, die Fontane beanstandete, oder ein ähnliches Thema waren. Diese lebhafteste Debatte über Dickens – ein Thema, über das Fontane sich in den derzeitigen Schriften so eindeutig äußerte – scheint uns also symptomatisch für den Ton und Inhalt der vielen Gespräche zwischen Fontane und Morris gewesen zu sein.

Später aber scheint sich eine gewaltige Umkehrung bei Fontane vollzogen zu haben: der Dichter, der damals gegenüber Morris Gesellschaftskritik in Romanen abgelehnt hat, wird selbst zum größten Gesellschaftskritiker, zum Dichter, der sich immer wieder mit dem Problem der Unmenschlichkeit in der Gesellschaft in seinen Berliner Gesellschaftsromanen auseinandersetzt. Sicherlich können und wollen wir nicht daraus schließen, daß diese für die Fontanesche Dichtung sehr wichtige Entwicklung nur der Freundschaft mit James Morris allein zu verdanken ist, aber wir müssen doch angeben, daß Morris symptomatisch war für die verschiedenen Faktoren, die Fontane beeinflußt haben, beeinflußt nicht nur im menschlichen, sondern auch im geistigen und dadurch im dichterischen Sinne.

Als Fontane England zum letzten Mal am 12. Januar 1859 verließ, scheint die Freundschaft mit James Morris endgültig unterbrochen zu sein. In den Briefen Fontanes findet man Morris kaum noch erwähnt, bis auf eine Stelle im Brief an Emilie vom 28. Mai 1870, als diese in London bei der Familie Merrington wohnte.<sup>72</sup> Fontane fragt: „Hast Du Dr. Morris' Adresse erkundschaftet?“ Allein die Tatsache, daß Fontane die Anschrift seines alten Freundes nicht kannte, deutet auf eine vorläufige Unterbrechung dieser Freundschaft hin. Erst über zweiundzwanzig Jahre später, diesmal in einem Brief an Friedlaender vom 1. März 1893, erwähnt Fontane den englischen Arzt wieder:

„Daß Sie mit Captain *White* immer noch korrespondieren, freut mich sehr: ich halte sehr viel von solchen durch einen glücklichen Zufall angeknüpften Beziehungen. Ich unterhalte eine Korrespondenz mit meinem alten Freunde *Dr. med. Morris* in London, die darin besteht, daß er mir illustrierte Londoner Zeitungen der mannigfachsten Art schickt, auf welche Zusendungen ich alle 6 Wochen in einem kleinen Dankesbriefe antworte. Wir haben beide doch was davon; ich amüsiere mich über die Blätter und Bilder und bleibe in Zusammenhang mit dem englischen Leben, er amüsiert sich über die mal lobende mal tadelnde Kritik, die ich übe“.

Was der glückliche Zufall für die nochmals angeknüpften Beziehungen zwischen Morris und Fontane war, wissen wir nicht. Wir wissen lediglich, wie bereits erläutert, daß Morris im Jahre 1888 in Pension geht, was wahrscheinlich Anregung genug war, sich nochmals seinen literarischen Interessen zu widmen. Über Fontane wissen wir, daß die Lektüre

der Times-Zeitung für ihn von besonderer Bedeutung war, wenn er z. B. in einem Brief an Emilie vom 23. August 1883 schreibt: „Das regelmäßige Timeslesen interessiert mich und über die Kölnische Zeitung komm ich mehr und mehr zu einem klaren Urtheil. Sie ist durchweg auch politisch.“<sup>73</sup> Das „auch politisch“ scheint auf die Tatsache hinzuweisen, daß er die Times wegen ihres *politischen* Inhalts schätzte, obwohl er am Tag vorher an seine Frau schreibt, er schätze seine Lektur der „Times“ wegen eines Artikels über „die englische Romanproduktion“<sup>74</sup>. So können wir uns gut vorstellen, daß Fontane nach dem glücklichen Zufall, der die Freunde nach langer Zeit wieder zusammenführte, entweder Morris bat, ihm die Zeitungen zu senden oder gerne das Angebot annahm, die englische Lektüre von diesem zu erhalten.

Wie aber ist nun das Phänomen dieses Briefwechsels richtig zu verstehen? Kann man diese wichtigen Briefe einfach als Dankbriefe, wie sie Fontane mit allzu großer Bescheidenheit Friedlaender gegenüber beschreibt, bezeichnen, oder steckt nicht etwas anderes dahinter, etwas, das sich von unserer Untersuchung der bisherigen Freundschaft zwischen Fontane und Morris hervorhebt? Es scheint uns doch vielmehr, daß es eine Fortführung der „lebhaften Debatten“ von damals ist!

Denn Fontane interessierte sich für Englands Probleme, die es mit seinem Empire und mit Europa und Amerika<sup>75</sup> zu lösen hatte und über die ihn die von Morris zugesandten Zeitschriften berichteten. Fontane interessierte sich nicht nur dafür, sondern er setzte sich auch mit den sich daraus entwickelnden Themen auseinander, wie zum Beispiel mit der Frage des Krieges und des Heldentums<sup>76</sup>. Mit anderen Worten: das Phänomen des viktorianischen Englands beschäftigt und fasziniert Fontane zugleich. Er blickt auf ein Land, das im imperialistischen Aufstieg begriffen war, in einem Aufstieg, an den Fontane nicht glaubt<sup>77</sup>, aber den er auch nicht ablehnt<sup>78</sup>. Es war damals ein Land der politischen Freiheit<sup>79</sup>, ein Land der Widersprüche, ein reformiertes und freies Parlament und eine beim Volk beliebte Monarchie; ein Land der Gegensätze. Adel, den man in der Person Lord Salisburys verehren könnte<sup>80</sup>, und der gleichzeitig aus „Fürstlichkeiten“ bestand, die fast immer unerlaubt langweilig aussehen<sup>81</sup>, steht gegenüber einem vierten Stand, bei dem eine neue, bessere Welt anfangen könnte<sup>82</sup>. Ein Land, das kaum einseitig, sondern nur mit gewisser Ambivalenz zu beschreiben war, ein Land, das im höchsten Maße das von Fontane immer wieder aufgegriffene Problem des Alten und Neuen besonders aktuell macht.

Genau diese Probleme beschäftigten Fontane in seinem letzten gedruckten Werk, „Der Stechlin“, ein – wie Fontane selbst darüber sagt „politischer Roman“.<sup>83</sup> Gerade im Stechlin-See mit seiner Verbindung nach außen zu den Großweltereignissen, der gleichzeitig ein Symbol nicht nur für das

Revolutionäre, sondern auch für das Zentralproblem des Alten und Neuen war, sehen wir Fontanes dichterische und geistige Beschäftigung mit einem dichterischen Feld, das weit über das provinziell-preußische hinausgreift.

Während Fontane in seinem Friedlaender-Briefwechsel die Probleme Preußens aufgreift, behandelt er im Morris-Briefwechsel die Probleme der englischen und der Weltpolitik. Und indem er dies tut, wird Fontanes Blick noch schärfer auf die für ihn rein deutschen, preußischen, gesellschaftlich und politisch wichtigen Probleme gerichtet. Nicht nur werden seine spezifisch preußischen Themen in seinen Briefen reflektiert, sondern beim Verfassen dieser Briefe von den Briefen selbst auf den vor ihm liegenden, noch nicht vollendeten Roman zurückreflektiert. Es ist ein doppelter Prozeß.

Hiervon gibt es genug Beispiele: wir haben bereits die Stelle im Brief vom 31. Januar 1896<sup>84</sup> erörtert, wo Fontane sich mit dem Problem des Heldentums auseinandersetzt. Dasselbe Thema kommt mehrmals im Roman zum Ausdruck, besonders im Gespräch zwischen Schulze Kluckhuhn, genannt Rolf Krake, und der Gräfin Melusine<sup>85</sup>. Auch in diesem Gespräch und an einer anderen Stelle im Roman äußert sich Melusine über den Patriotismus, „aufgesteifter Patriotismus“<sup>86</sup>, ein Thema, das im Brief vom 13. Mai 1898 ebenfalls besprochen wird. Sogar das Gesamtproblem des Alten und Neuen, das bereits den Ton des Briefwechsels überhaupt anschlägt, wird nicht nur im Roman selbst mehrmals besprochen<sup>87</sup>, sondern – selbst wenn es nur auf ein anderes Thema gerichtet ist – auch im Brief vom 3. Juni 1897<sup>88</sup> und vom 5. Januar 1897<sup>89</sup> angeregt. Im ganzen sehen wir die Verbindung zwischen Fontane und Morris zu dieser Zeit als ein wichtiges Begleitstadium zum Roman „Stechlin“, ein Begleitstadium, ohne welches Fontanes Schaffen am „Stechlin“ vielleicht etwas Wesentliches gefehlt hätte.

Wir fassen kurz zusammen: James Morris, der unbedeutende englische junge Arzt, den Fontane in den Fünfziger Jahren kennenlernte, spielt auf Grund seines Interesses an der Sozialreform und an der Dichtung in der geistigen und dichterischen Entwicklung Theodor Fontanes eine entscheidende Rolle. Er war zur Stelle gerade in dem Augenblick, als Fontane in Gefahr war, sich von dem bereits betretenen, fortschrittlichen Weg abzuwenden. Wieder durch Zufall war er auch zur Stelle, als sich Fontane mit seinem letzten, großen gedruckten Roman beschäftigte. Wie der Friedlaender-Briefwechsel Fontanes Beschäftigung mit den Problemen Preußens zeigt, so waren der Briefwechsel mit Morris und die Lektüre der englischen Zeitungen der neue Beginn einer Verbindung mit dem Ausland, mit einem Land, dessen Geschichte, Tradition und Zukunft Fontane faszinierte, beeindruckte und zugleich beunruhigte. Alle diese

Komponenten gehörten als notwendige Begleiterscheinung zum Schaffensprozeß des „Stechlin“. Genau wie der Stechlin-See die Verbindung zwischen Preußen und der Welt zeigt, so war für Fontane der englische Arzt eine wichtige Anregung hierzu.

James Morris war der bedeutende englische Briefpartner Theodor Fontanes, mit dem wir nun den Leser, wie wir hoffen, bekannt gemacht haben.

### Anmerkungen

- 1 Br. Familie H. D. S. 17.
- 2 Br. Familie S. 31/32 (Jubiläumsausgabe, Bd. 4).
- 3 Br. Familie H. D. S. 19.
- 4 Br. Familie I S. 32.
- 5 Br. Familie I S. 32.
- 6 Br. Familie ungedruckt aufbewahrt im Archiv Berlin-Dahlem.
- 7 Fontane, Theodor: Sämtliche Werke. Hrg. Walter Keitel. Bd. 5, München 1966, S. 552.
- 8 Ebda. S. 564.
- 9 Pevsner, Nikolaus: The Englishness of English Art. Peregrine Book. Nr. Y 35, 1964. S. 37.
- 10 Ebda. S. 37.
- 11 The Medical Times & Gazette Bd. 33, 12. Januar 1856 S. 35/36.
- 12 Ebda. Bd. 35, 10. Januar 1857 S. 37.
- 13 Ebda. Bd. 35, 10. Januar 1857 S. 37.
- 14 The Lancet 10. Januar 1857 Bd. 1 S. 50.
- 15 The Medical Times & Gazette Bd. 36 18. Juli 1857 S. 57/59.
- 16 Für die Erläuterung der Schriften (medizinische) James Morris sind wir Herrn Dr. Edwin Clarke zu großem Dank verpflichtet.
- 17 The Medical Times & Gazette Bd. 37 16. Januar 1858 S. 72.
- 18 Morris, James: Germinal Matter and the Contact Theory: An Essay on the morbid Poisons, their Nature, Sources, Effects, Migrations, and the Means of Limiting their Noxious Agency. 2. Ausgabe, London 1867.
- 19 I. Smellie, K. B.: A hundred years of English Government. In: The Hundred Years Series. London 1950, S. 67. Vergleich: Thompson, David: England in the Nineteenth Century. The Pelican History of England: 8. Penguin Book Nr. A 197, Harmondsworth 1967, S. 134, zu dem unsere Darstellung besonders verpflichtet ist.
- 20 Smellie, Ebda. S. 67.
- 21 1. Zitiert Anhang zu: Morris, James: Irritability: London 1868, S. 1.
- 22 2. Zitiert Anhang zu: Morris, James: Irritability: London 1868, S. 2.
- 23 3. British Medical Journal, v. 30. Nov. 1867. S. 501.
- 24 Zitiert Anhang zu Morris, James: Irritability: London 1868, S. 2.
- 25 „Germinal Matter and the Contact Theory“. S. 4/5.
- 26 Thompson, David: England in the Nineteenth Century. Ebda. S. 171 f.
- 27 Das Zitieren aus Goethes Faust kommt in den medizinischen Schriften Morris' mehrmals vor, wie z. B. in seinem im „Journal Cutaneous Medicine“ von 1868, Bd. II, S. 28/34 erscheinenden Aufsatz über: „Nutrition, a function of Germinal Matter“ mit einer Anmerkung über die medizinische Wissenschaft Mephistopheles, Gespräch mit dem Schüler (Versen 2011, 2038/9) leicht ironisch zitiert.

- 28 Morris, James: „Irritability“: Popular and Practical Sketches of Common Morbid States, and Conditions Bordering on Disease, with Hints for Management, Alleviation, and Cure. London 1868.
- 29 Ebda. S. 6.
- 30 Ebda. S. 38.
- 31 Ebda. S. 90.
- 32 Ebda. S. 90.
- 33 Ebda. S. 91.
- 34 Ebda. S. 100.
- 35 Medical Times & Gazette 20. Juni 1868 Bd. 1 S. 675.
- 36 MacGregor-Morris, J. T.: The Inventor of The Valve: A. Biography of Sir Ambrose Fleming. Mit einem Vorwort von E. W. Marchant. London 1954.
- 37 MacGregor beschrieb seine Fahrten in den folgenden Büchern: „A Thousand Miles in the Rob Roy Canooe on Twenty Lakes und Rivers of Europe“, London 1866. „The Rob Roy on the Baltic“, London 1866, und „The Rob Roy on the Jordan, Nile, Red Sea and Gennesareth, etc.“ London 1869.
- 38 Dem siebten Grafen von Shaftesbury sind mehrere humanitäre Gesetze zu verdanken: die Fabrik-Gesetze von 1833 und 1847, die Fabrik-Gesetze von 1833 (vermindert die Arbeitsstunden von Kindern in den Fabriken) und von 1847 (reduziert die Arbeitsstunden von Frauen und jungen Leuten in den Fabriken); von 1842 (verbot Bergbauarbeit für Kinder und Frauen); von 1840 (verbot Kaminkehrarbeit für Knaben); von 1845 (Reform der Gesetze über Geistesgestörte); von 1851 (Verbesserung von Herbergen) usw. David Thompson (Ebda. S. 46) beschreibt den Grafen „as something of a saint“.
- 39 Jahresbericht der Tate Galerie für das Jahr 1957/58, Anhang C, S. 18.
- 40 Fontane, Theodor. Briefe an Georg Friedlaender. Hrg. Kurt Schreinert. Heidelberg 1954. S. 213 Brief vom 27. Februar 1893.
- 41 Nach der Abschrift (ausgestellt am 25. September 1968) des amtlichen Totenscheines, von James Morris, vom 24. Dezember 1900. Für diese Erläuterung bin ich Frau Dr. Rebecca Rainsbury, Assistent Editor, des „British Medical Journal“ zu großem Dank verpflichtet.
- 42 Fontane, Theodor: „Aus England und Schottland“. Unter der Mitwirkung von Kurt Schreinert, herausgegeben von Charlotte Jolles. München 1963, S. 547.
- 43 Br. Familie I S. 41.
- 44 Ebda. S. 42.
- 45 „Aus England und Schottland“ S. 549.
- 46 Nürnberger, Helmuth: „Der frühe Fontane“, 1840–1860. Politik. Poesie. Geschichte. Mit bisher unveröffentlichten Texten. Hamburg 1967 S. 330/333.
- 47 Fontane, Theodor: Tagebuch Nr. 1.
- 48 Brief (ungedruckt) im Theodor-Fontane-Archiv aufbewahrt.
- 49 Brief (ungedruckt) im Theodor-Fontane-Archiv aufbewahrt.
- 50 Fontane, Theodor: Briefe I. „Briefe an den Vater, die Mutter, und die Frau“. Hrg. Kurt Schreinert. Zu Ende geführt und mit einem Nachwort versehen, von Charlotte Jolles, Berlin 1968, S. 30.
- 51 Br. Familie I S. 155 Brief vom 6. Dezember 1856.
- 52 Ungedruckter Brief vom 1. November 1856, aufbewahrt im Theodor-Fontane-Archiv.
- 53 Tagebuch Nr. 2.
- 54 Ebda.
- 55 Tagebuch Nr. 1.
- 56 Tagebuch Nr. 2.
- 57 Br. Familie I S. 51.
- 58 Tagebuch Nr. 1.



- 59 Tagebuch Nr. 2  
 60 Ebda.  
 61 Tagebuch Nr. 2.  
 62 Ebda.  
 63 Ebda.  
 64 Aus „England und Schottland“, S. 549.  
 65 siehe Anmerkung 67.  
 66 Fontane, Theodor: Schriften zur Literatur. Hrg. Hans-Heinrich Reuter, Berlin 1960 S. 527.  
 67 Hans Heinrich Reuter: Schriften zur Literatur, S. 526.  
 68 Hans Heinrich Reuter: „Fontane“, München 1968, S. 277.  
 69 Dazu schreibt Sir Dingle Foot in seiner Einführung zu Charles Dickens' „Hard Times“: „Er (Dickens) gab den Antrieb, der zu vielen der Reformen führte, die die zweite Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts gekennzeichnet hat.“ S. XIII.  
 70 Die Bedeutung der Errungenschaften in der Naturwissenschaft für den Realismus deutet auf die Bedeutung der Medizin, die zu der Zeit erst recht anfang, Wissenschaft zu werden, für die Dichtung. Allein die Erwähnung von Namen wie Wilhelm Bölsche, E. Haeckel, C. G. Carus und Virchow dürfte dies weiter bestätigen. Sogar Fontane – selbst Apotheker – scheint in seiner frühesten Prosa nicht unberührt von der dichterischen Möglichkeit bei der Darstellung eines Krankenbildes gewesen zu sein. Wir finden im ungedruckten Nachlaß Fontanes ein Fragment, das sich mit dem Thema der Krankheit befaßt. Das Fragment ist unbetitelt und erzählt die Geschichte eines kranken Künstlers, der die Statue der Göttin Psyche auf seinem Nachttisch stehen hat, und den Anblick der im Spiegel reflektierten immer schrecklicher werdenden Krankheit nicht mehr ertragen kann, daß er Selbstmord begeht. Das Fragment dürfte 1846 geschrieben sein und ist im Theodor-Fontane-Archiv in Potsdam aufbewahrt.  
 71 Hans Heinrich Reuter: „Fontane“, S. 277.  
 72 Briefe in zwei Bänden, hrg. von Gotthard Erler, Bd. I S. 358.  
 73 „Briefe an den Vater, die Mutter und die Frau“, S. 245.  
 74 Ebda. S. 243.  
 75 Brief vom 2. Dezember 1895 in: Briefe an die Freunde. L. A. Bd. II S. 563/564, und Brief vom 2. Januar 1896, ebda. S. 566/567.  
 76 „Es gibt ein ganz stilles Heldentum, das mir imponiert. Was aber meist für Heldentum gerechnet wird, ist fable convenue, Renommisterei, Grogresultat.“ Briefe an die Familie. Zweite Sammlung Bd. II, S. 370.  
 77 Br. zw. Sa. Bd. II S. 434.  
 78 Briefe an die Freunde, zw. Sammlung, Bd. II S. 418, Br. v. 8. 2. 1897.  
 79 Br. v. 5. Januar 1897, Br. a. d. Freunde zw. Sa. Bd. II S. 413/414.  
 80 Br. v. 11. November 1897, Br. zw. Sa. Bd. II S. 436, und Br. v. 30. August 1898, ebda. S. 471.  
 81 Br. v. 8. Februar 1897, Br. zw. Sa. Bd. II S. 417.  
 82 Br. v. 22. Februar 1896, Br. zw. Sa. Bd. II S. 380.  
 83 Br. v. 8. Juni 1896, Br. zw. Sa. Bd. II S. 388.  
 84 Br. v. 31. Januar 1896, Br. zw. Sa. Bd. II S. 370.  
 85 Fontane, Theodor: Sämtliche Werke. Hrg. Walter Keitel, Bd. 5 S. 263.  
 86 „Stechlin“, ebda. 261.  
 87 „Stechlin“, ebda. 270.  
 88 Br. zw. Sa. Bd. II S. 422.  
 89 Br. zw. Sa. Bd. II S. 413.

### Erklärungen der Abkürzungen:

- Br. Familie H. D. = Heiteres Darüberstehen. Familienbriefe. Neue Folge. Hg. von Friedrich Fontane, Berlin 1937.
- Br. Familie = Zweite Serie, Band 6 und 7: Briefe an seine Familie. Hg. von K. E. O. Fritsch, Berlin 1905.
- Br. zw. Sa. = Zweite Serie, Band 10 und 11: Briefe an seine Freunde. Hg. Otto Pniower und Paul Schlenther. Berlin 1909.
- L. A. = Briefe an seine Freunde, letzte Auslese. Hg. von Friedrich Fontane und Hermann Fricke. Band 1 und 2, Berlin - Grote 1943.

Die zitierten Tagebücher und ungedruckten Briefe befinden sich im Theodor-Fontane-Archiv, die der Verfasser für vorliegende Arbeit in Potsdam benutzen durfte.

## Aus der Arbeit des Theodor-Fontane-Archivs

### Neuerwerbungen und -erscheinungen

(Abgeschlossen am 1. März 1969)

#### A. Handschriften

Lissauer, Ernst (Dichter 1882–1937): Eigh. Gedicht „Porträt des alten Fontane“. 4 S. (Ungedruckt.) (G 7) (Geschenk von Herrn Theo Nietzsche, Hamburg.)

Scherenberg, Christian Friedrich: Gedichte. 2. Aufl. Berlin: Hayn 1850. 235 S. 8° (Mit Eigentumsvermerk u. Marginalien Theodor Fontanes.) (Q 98) (Geschenk von Frau Gertrud Grosse †, Enkelin des Dichters.)

Scherenberg, Christian Friedrich: Gedichte. 4., verm. Aufl. Berlin: Hayn 1869. 281 S. 8° (Mit Eigentumsvermerk Theodor Fontanes.) (Q 99) (Geschenk von Frau Gertrud Grosse †, Enkelin des Dichters.)

#### B. Fotokopien

[Fontane, Theodor:] Shakespeare auf der modernen englischen Bühne. Brief 1–9. — In: Literatur-Blatt des deutschen Kunstblattes. 1855 bis 1857. 4°

1. No 22 v. 1. 11. 1855 <Heinrich VIII. im Prinzeß-Theater.>

2. No 23 v. 15. 11. 1855 <Richard III. im Soho-Theater.>

3. No 24 v. 29. 11. 1855 <Hamlet im Sadlers-Wells-Theater.>

4. No 26 v. 27. 12. 1855 <„Der Sturm“ im Sadlers-Wells-Theater.>

5. No 20. v. 2. 10. 1856 <Antonius und Cleopatra.>

6. No 8 v. 16. 4. 1857 <„Die beiden Edelleute von Verona“ im Sadlers-Wells-Theater.>

7. No 8 v. 16. 4. 1857 <König Heinrich IV. 1. Teil.>

8. No 9 v. 30. 4. 1857 <Die lustigen Weiber von Windsor.>

9. No 12 v. 11. 6. 1857 <Coriolan.> (ZA 1855)

(Geschenk der Universitäts-Bibliothek der Humboldt-Universität Berlin.)

#### C. Bilder

Der Granitblock auf dem Schlachtfeld von Culloden-Moor. (Farbaufnahme im September 1968.) Siehe: Fontane: „Aus England und Schottland.“ Abschn. Culloden-Moor. 15 cm × 21 cm — quer. (AI 186) (Geschenk von Frau Dr. Charlotte Jolles, London.)

## D. Literatur

### a) Primär-Literatur

Fontane, Theodor: *Briefe 1*. Briefe an den Vater, die Mutter und die Frau. Hrsg. v. Kurt Schreinert. Zu Ende geführt und mit einem Nachwort versehen von Charlotte Jolles. Berlin: Propyläen-Verl. (1968). (69/45 = -1) (Geschenk von Frau Annemarie Schreinert, Göttingen.)

Fontane, Theodor: Unveröffentlichte Briefe an Friedrich Eggers vom Dienstag [1853], Karl Eggers vom 10. 7. 1875 und vom 16. 5. 1877. — In: „Fontane-Blätter“. Bd 1, H. 7. 1968, S. 309–313.

Fontane, Theodor: Causerien per Post. Aus unveröffentlichten Briefen (der Briefausgabe des Propyläen-Verlages). — In: *Süddeutsche Ztg*, München, v. 20. 10. 1968. (ZA 1968)

Fontane, Theodor: Werke. Bd 1.2. Hrsg. v. Walter Keitel, Stuttgart, Hamburg: Deutscher Bücherbund 1968. 8°

Fontane, Theodor: *Unterm Birnbaum*. Roman. Textrev. v. Kurt Schreinert. mit e. Nachw., 1 Zeittaf. u. Anm. v. Irene Ruttmann. Stuttgart: Reclam jun. (1968). 136 S. 8° (Reclam 8577/78.) (69/39) (Geschenk d. Verlages.)

Fontane, Theodor: *Efi Brist*. [Effi Briest.] (Aus d. Deutschen übers. von Dimiter Stoevski, mit e. Vorwort von S. Giždeu aus d. sowjetisch. Ausg. d. Romans.) Sofia: Narodna Kultura 1963. 308 S. 8° (69/46) (Geschenk von Frll. Elena Selkowa, Sofia.) (Bulgarien.)

Fontane, Theodor: *Das jüngste Gericht*. [Grete Minde, Ausz.] — In: Purschke, Hans R., *Das allerzierlichste Theater*. Alte u. neue Geschichten vom Puppenspiel. (München: Heimeran [1968]), S. 137–145. 8° (69/47) (Geschenk des Verlages.)

Fontane, Theodor: *Irrungen, Wirrungen*. Wiesbaden: Emil Vollmer (1968). 183 S. 8°

Fontane, Theodor: *Frau Jenny Treibel*. — In: Introduction and notes of H. B. Garland. New York: St. Martin's Press (1968), S. 185–236.

Fontane, Theodor: *Unwiederbringlich*. Roman. Mit e. Nachw. v. Christfried Coler. (Frankfurt am Main, Berlin: Ullstein 1968). 191 S. 8° (Ullstein-Bücher Nr. 2656.)

Fontane, Theodor: *Wanderings through Berlin by the Spree and Havel*. Heidelberg: European Places of Culture 1968. 40 S. 8° (Buildings towns and landscapes as experienced by famous artists. 6.) (69/38) (Geschenk von Herrn Dr. Walter Wagner, Marburg [Lahn].)

- Fontane, Theodor: Sämtliche Werke. *Wanderungen* durch die Mark Brandenburg. (Hrsg. v. Walter Keitel, Anm. v. Jutta Neuendorff-Fürstenaue.) [Reihe 2.] Bd 3 (Fünf Schlösser. Von Fontane aus den Wanderungen ausgeschiedene oder zur Aufnahme in die „Wanderungen“ vorgesehene Kapitel. — Aufsätze aus dem thematischen Umkreis der „Wanderungen“. — Unveröffentlichte Entwürfe. — Anh. — Register. — Inhaltsverz. — Kt.) München: Hanser-Verl. 1968. 1296 S. 8° (Hf 62/7551 =2,3.) (Geschenk d. Verlages.)
- Fontane, Theodor: Von Zwanzig bis Dreißig. Autobiographisches. Mit e. Einl. v. Chr. Coler. Leipzig: Dieterich 1969. 516 S. 8° (Sammlung Dieterich. Bd 180.)
- b) *Sekundär-Literatur* (hier wird auch die ältere Literatur angezeigt, die in dem gedruckten Katalog von Joachim Schobeß „Literatur von und über Theodor Fontane“, 2. bed. Aufl. 1965, nicht verzeichnet ist.)
- Bachmann, Rainer: Dir zuliebe. Emilie Fontane, Porträt einer Vergessenen. — In: Süddeutsche Ztg, München, v. 28. 9. 1968. (ZA 1968)
- Baltzer, Peter: Theodor Fontane. Einige Hinweise auf Ausgaben seiner Werke u. auf neuere Fontane-Literatur. Ein Buchbericht. — In: Die Bücherkommentare. Literarisches Journal. Hamburg 1968, Nr 3. (ZA 1968)
- Betz, Frederick: Die Technik der Vorausdeutung in Fontanes „Vor dem Sturm“. Von Walter Wagner. Marburg: N. G. Elwert 1966. 145 S. — In: Monatshefte (Wisconsin). LX, 4 (1968), S. 417—418. 8° (ZA 1968)
- Bertram, Ernst: Theodor Fontanes Briefe. — In: Bertram, E.: Dichtung als Zeugnis. Frühe Bonner Studien zur Literatur. Bonn: Bouvier 1967, S. 43—67. 8°
- Böckmann, Paul: Theodor Storm und Fontane. Ein Beitr. zur Funktion der Erinnerung in Storms Erzählkunst. — In: Wege zum neuen Verständnis Theodor Storms. Heide 1968, S. 85—93. 8° (Schriften der Theodor-Storm-Ges. 17.) (69/56) (Geschenk der Storm-Ges., Husum.)
- Borz, Kaspar: Theodor Fontane über Touristen, Tourismus u. Touristik. (Rezension der zweibändigen Briefausg. d. Aufbau-Verl. v. Gotthard Erler.) — In: Die Weltbühne, Berlin, v. 1. 10. 1968 (ZA 1968)
- Richard Brinkmann, Theodor Fontane. Über die Verbindlichkeit des Unverbindlichen. Pieper-Verl. München 1967. — Vincent J. Günther. Das Symbol im erzählerischen Werk Fontanes. Bouvier-Verl. Bonn 1967. — Helmuth Nürnberger. Der frühe Fontane. Christ. Wegner-Verl. Hamburg 1967. — In: Bücherschiff. Die deutsche Bücher-Ztg. Jg. 18. (1968), H. 3. (ZA 1967) [Besprechungen.]
- Buder, Horst: Witwe Schmolke und Markthändlerin Dörr. — In: Der Morgen, Berlin, v. 20. 9. 1968. (ZA 1968)

- Engelmann, Gerhard: Theodor Fontane und Heinrich Berghaus. — In: „Fontane-Blätter“. Bd 1, H. 7. 1968, S. 331–341. 8°
- Erlcr, Gotthard: „Ich bin der Mann der langen Briefe“. Bekanntes u. Unbekanntes über Fontanes Briefe. — In: „Fontane-Blätter“. H. 1, H. 7. 1968, S. 314–330. 8°
- Erlcr, Gotthard: Die Dominik-Ausgabe. Eine notwendige Anmerkung. — In: „Fontane-Blätter“. Bd 1, H. 7. 1968, S. 354–357. 8°
- Erlcr, Gotthard: Der frühe Fontane. 1840 bis 1860. Politik, Poesie, Geschichte. Hamburg: Christian Wegner Verl. 1967. — In: „Fontane-Blätter“. Bd 1, H. 7. 1968, S. 371–373. 8° [Besprechung.]
- Eyssen, Jürgen: Geboren in Neuruppin. H. Nürnberger über Theodor Fontane. („Th. Fontane in Selbstzeugnissen u. Bilddokumenten“. Rowohlt Taschenbuch-Verl. Reinbek 1968.) — In: Frankfurter Allgemeine Ztg. v. 15. 11. 1968. (ZA 1968) [Besprechung.]
- Eyssen, Jürgen: Nürnberger, Helmut, Theodor Fontane in Selbstzeugnissen u. Bilddokumenten. Reinbek b. Hamburg: Rowohlt 1968. — In: Bücherei u. Bildung. Nov./Dez. 1968. (ZA 1968) [Besprechung.]
- Fontane. 2 Bde von Hans-Heinrich Reuter. — In: Frankfurter Neue Presse v. 6. 7. 1968. (ZA 1968) [Besprechung.]
- Fontane in Extenso. Hans-Heinrich Reuter: Fontane. Two volumes. Munich: Nymphenburger Verlagshandlung. — Helmuth Nürnberger: Theodor Fontane in Selbstzeugnissen u. Bilddokumenten. Hamburg Rowohlt. — In: The Times Literary Supplement v. 5. 12. 1968. (ZA 1968) [Besprechungen.]
- Fontane-Fluidum. Gut besuchte Lichtbildervorträge in Neuruppin und in Rheinsberg. — In: Märkische Union. Bezirksausg. Potsdam v. 26. 10. 1968. (ZA 1968)
- Fradkin, Ilja Moisseewiç: Fontane. — In: Istorija nemeckoj literatury. Moskva: Nauka 1968, T. 4: 1848–1918, S. 187–229. 4° [Geschichte der deutschen Literatur.] (Hf 69/54 q) (Geschenk von Herrn Professor Dr. Fradkin, Moskau.)
- Frank, Henning: Fontane-Monographie in zwei Bänden von Hans-Heinrich Reuter. — In: Christ und Welt. Stuttgart. Jg. 21 v. 6. 12. 1968. (ZA 1968)
- Fridlender, Georg: Bibliographie der Übersetzungen der Werke Theodor Fontanes und der Literatur über ihn in russischer Sprache für den Zeitraum von 1890 bis 1917. (Leningrad 1969.) 1 S. 4° [Maschinenschr.] (ZA 1890) (Geschenk von Herrn Dr. Fridlender, Leningrad.)

- Friedrich, Gerhard: „Das Glück der Melanie van der Straaten“. Zur Interpretation von Theodor Fontanes „L'Adultera“. — In: Jahrbuch der Deutschen Schiller-Gesellschaft. Bd 12. 1968, S. 359–382. 8° (69/52) (Geschenk von Herrn Professor Dr. Friedrich, Heidelberg.)
- Gebhardt, Heinz: Theodor Fontane und Hankels Ablage. Zum 150. Geburtstag des Dichters am 30. Dezember 1969. — In: Heimatkalender für d. Kreis Zossen. 1969, S. 98–101. 8° (69/44)
- Geerds, Hans-Jürgen: Theodor Fontane, Briefe, Aufbau-Verl. — In: Ostsee-Ztg., Rostock v. 23. 2. 1969. (ZA 1969)
- Gegen die Familienphilologie. Zum 1. Band der Propyläen-Ausgabe von Briefen Theodor Fontane. — In: Neue Zürcher Ztg v. 1. 12. 1968. (ZA 1968)
- Göpfert, Herbert G.: Bedürfnisse der Gegenwart erspüren. Zur Planung eines Klassiker-Programms (mit Angaben über die Fontane-Ausgabe). — In: hanser bulletin. München 3/1968. (ZA 1968)
- Goldammer, Peter: Ein unbekannter Briefwechsel zwischen Fontane und Storm. (Fontane an Storm v. 22. 5. 1868. Storm an Fontane v. 25. 5. 1868 u. 18. 6. 1868.) — In: Weimarer Beiträge. Zeitschr. f. Literatur-Wissenschaft. Jg. 14. 1968, H. 2, S. 423–436. 8° (Hf 68/6339)
- Goldammer, Peter: Fontane und das literarische Berlin. — In: Goldammer, P.: Theodor Storm. Eine Einführung in Leben u. Werk. Leipzig: Reclam jun. (1968), S. 81–96. 8° (69/48)
- Grundmann, Günther: Namen nehmen Gestalt an. Persönliche Erinnerungen zu Fontanes Briefwechsel mit Georg Friedlaender. — In: „Schlesien“, Würzburg — Jg. 12, H. 4, 1967, S. 203–215. 8° (69/58) (Geschenk von Herrn Paul Braun, Stuttgart.)
- Hann, Wolfgang B.: Ein subtiler Erzähler u. Kritiker. Ausgezeichnete Fontane-Gesamtausgabe im Carl Hanser Verlag. — In: Deutsche Volksztg, Düsseldorf, v. 13. 9. 1968. (ZA 1968)
- Hering, Gerhard F.: Theodor Fontane. — In: Hering, F., Der Ruf zur Leidenschaft. Improvisationen über das Theater. (Köln:) Kiepenheuer & Witsch (1959), S. 281–292. 8° (69/1) (Geschenk von Herrn Johannes Theuerkauff, Bremen.)
- Hohendahl, Peter Uwe: Bemerkungen zum Problem des Realismus. [Kritische Auseinandersetzung mit Peter Demetz' „Formen des Realismus: Theodor Fontane. Kritische Untersuchungen“. (München 1964).] — In: „Orbis litterarum“. Kopenhagen. 1968, H. 3. (Vol. XXIII), S. 183–191. 8°
- Jäckel, Günter: „Unsere Enkel werden erst die wirkliche Schlacht zu schlagen haben“. Zum 70. Todestag Theodor Fontanes am 20. September. — In: Sächsische Ztg., Dresden, v. 18. 9. 1968. (ZA 1968)

- Joerden, Rudolf: Ohl, Hubert, Bild und Wirklichkeit. Studien zur Romankunst Raabes u. Fontanes. Heidelberg: Stiehm 1968. — In: Bücherei u. Bildung. Nov./Dez. 1968. (ZA 1968) [Besprechung.]
- Keitel, Walter: „Wie's die Tage fügen, das muß uns genügen“. Zum Fontane-Jahr 1969. — In: Neue Zürcher Ztg v. 19. 1. 1969. (ZA 1969)
- Killy, Walther: Abschied vom Jahrhundert. Fontane: „Irrungen, Wirrungen“. — In: Killy, W. Wirklichkeit u. Kunstcharakter. Neue Romane d. 19. Jahrhunderts. München: Beck 1963, S. 193—211. 8° (69/35) (Geschenk von Herrn Professor Dr. Killy, Göttingen.)
- Klieneberger, H. R.: „Social Conformity and Nonconformity in the Novels of Fontane.“ Forum for modern Language Studics, IV (1968), 387—395. Scotland: University of St. Andrews 1968.
- Knorr, Herbert: Ein Klassiker, der auch heute noch gelesen wird. Zum 150. Geburtstag von Theodor Fontane am 30. Dezember 1969. — Aus: Jahrbuch f. Blindenfreunde. Bad Godesberg 1969, S. 68—72. 8° (69/32) (Geschenk von Herrn Dr. Knorr, Koblenz.)
- Koester, Rudolf: Theodor Fontane Bibliography. — A Supplement. — In: The German Quarterly. Vol. XLI, November 1968, No 4, S. 646—659. 8° (69/41) (Geschenke von Herrn Prof. Dr. Koester, University of California, u. von Herrn Dr. Otto W. Tetzlaff, University of Texas.)
- Kolbe, Jürgen: Die Erneuerung: „Die Wahlverwandtschaften“ und die Romane Theodor Fontanes. — In: Kolbe, J., Goethes „Wahlverwandtschaften“ u. der Roman des 19. Jahrhunderts. Stuttgart u. a.: Kohlhammer (1968), S. 156—195. 8° (69/36) (Geschenk von Herrn Dr. Kolbe, München.)
- Konrad, Gustav: Reuter, Fontane. Eine Monographie in 2 Bänden. München 1968. — In: Welt und Wort. Literarische Monatsschrift. 23. Jahr, Okt. Tübingen 1968. (ZA 1968)
- Krausch, Heinz-Dieter: Die natürliche Umwelt in Fontanes „Stechlin“. Dichtung u. Wirklichkeit. — In: „Fontane-Blätter“. Bd 1, H. 7. 1968, S. 342—353. 8°
- Krueger, Joachim: Fontanes Briefe in 2 Bänden. (Ausgew. u. erl. v. Gotthard Erler.) Bd 1.2. — Berlin & Weimar: Aufbau-Verl. 1968. — In: „Fontane-Blätter“. Bd 1, H. 7. 1968, S. 369—370. 8° [Besprechung.]
- Krueger, Joachim: Ergänzungen zur Bibliographie des „Tunnels über der Spree“. — In: „Fontane-Blätter“. Bd 1, H. 7. 1968, S. 380—381. 8°
- Lebensdaten Theodor Fontanes. — In: Spektrum des Geistes '69. Literatur-Kalender 18. Jahr. Ebenhausen: Voss 1969, S. 134—135. 8°



- Lengsfeld, Christian: Fontane-Archiv in Potsdam. Besucher aus aller Welt. Reiche Schätze vorhanden. — In: Oberhessische Presse, Marburg (Lahn) v. 23. 12. 1968 u. Schweinfurter Tageblatt v. 25. 2. 1969. (ZA 1968)
- Luft, Friedrich: Vom Geheimtip zur Fontane-Renaissance (Theodor Fontane: Briefe 1, Propyläen-Ausg. — Fontane: Werke in drei Bänden. Nymphenburger Verlagshandlung. — H. H. Reuter: Fontane. Berlin: Verl. d. Nation. — Nürnberger: Der frühe Fontane. Hamburg: Wegner 1967. — Nürnberger: Theodor Fontane. Reinbek b. Hamburg 1968.) — In: Die Welt. Ausg. B. v. 5. 12. 1968, Nr. 25: Die Welt der Literatur. (ZA 1968) [Besprechungen.]
- Minder, Robert: Über eine Randfigur bei Fontane. — In: Minder, R.: Hölderlin und die Deutschen u. andere Aufsätze zur deutschen Literatur. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1968, S. 46–63. (ZA 1968.) [Vorabdr. in ‚Neue Rundschau‘. Jg. 77, 1966, H. 3.]
- Mingau, Rudolf: Dauernde Spuren eines Daseins. Zur Briefausgabe des Aufbau-Verlages, bearb. v. Gotthard Erler. — In: Thüringer Tageblatt, Weimar, v. 12. 11. 1968. (ZA 1968) [Besprechung.]
- Mittenzwei, Ingrid: Theorie und Roman bei Theodor Fontane. — In: Deutsche Romantheorien. Frankfurt (Main): Athenäum-Verl. 1968, S. 233–250. 8° (69/37) (Geschenk der Verfasserin.)
- Müller-Grote, Hans-Dietrich: Fontane. Zu Friedrich Luft „Vom Geheimtip zur Fontane-Renaissance“. — In: Die Welt der Literatur. Hamburg v. 2. 1. 1969. (ZA 1969)
- Nürnberger, Helmuth: Fontane. „Vom Geheimtip zur Fontane-Renaissance“. (Antwort an H.-D. Müller-Grote.) — In: Die Welt. Hamburg, Ausg. B. v. 16. 1. 1969. (ZA 1969)
- Nuszkiewicz, Urszula: Die slawische Welt im Werk Theodor Fontanes. Praca magisterska napisana pod kierunkiem doc. dr habilit. Jana Chodery przy Katedrze Historii Literatury Niemieckiej Uniwersytetu im. Adama Mickiewicza w Poznaniu. Poznań 1968. 108 S. 8° [Maschinenschr.] (69/40 q) (Geschenk der Verfasserin, die im Fontane-Archiv arbeitete.)
- Preußisch und österreichisch. (Theodor Fontane: Jubiläumsausgabe in 3 Bden. Nymphenburger Verlagsanst. München u. Maria Ebner-Eschenbach: Ausgewählte Erzählungen.) — In: Volksstimme Österreich, Wien, v. 17. 1. 1968. (ZA 1968)
- Wetterfester Realismus. (Reuter: Fontane. Berlin 1968.) — In: Sonntagsblatt, Hamburg, v. 22. 9. 1968. (ZA 1968) [Besprechung.]

- Reinken: „Begegnung mit einem Buch“. Die große Fontane-Monographie von Hans-Heinrich Reuter. Radio Bremen. Sonntag, 6. 10. 1968: 18.45 Uhr bis 18.55 Uhr. [Manuskript.] (ZA 1968)
- Remak, Joachim: Journey to Sarajevo [enthaltend u. a. ‚Potsdam‘. Bericht über einen Besuch im Fontane-Archiv]. — In: Commentary. The New Left and Its Limits. Publ. by the American Jewish Committee. Vol. 46, Nr 1, Juli 1968. (ZA 1968)
- Hans-Heinrich Reuter: Fontane. 2 Bde. (Nymphenburger Verlagshandlung 1968.) — In: Die Barke. Frankfurt (M) 3/1968. (ZA 1968) [Besprechung.]
- Hans-Heinrich Reuter: Fontane. Verlag der Nation, Berlin. 1968. 16 S. 8° [Prospekt mit Ill.] (ZA 1968)
- Reuter, Hans-Heinrich: Richard Brinkmann, Theodor Fontane. Über die Verbindlichkeit des Unverbindlichen. München: R. Piper 1967. — In: „Fontane-Blätter“. Bd 1, H. 7. 1968, S. 373–377 u. Deutsche Literatur-Ztg, Berlin u. Göttingen, Jg. 89, H. 10. 1968, Spalten 898–901. (ZA 1968) [Besprechungen.]
- Romer, Rolf: Fontanes Briefe in zwei Bänden. Aufbau-Verl. Berlin u. Weimar 1968. — In: Leipziger Volksztg v. 18. 1. 1969. (ZA 1969) [Besprechung.]
- Sasse, Hans-Christopher: „Die Technik der Vorausdeutung in Fontanes ‚Vor dem Sturm‘“. By Walter Wagner. (Marburger Beiträge zur Germanistik.) N. G. Elwert Verl. Marburg. 1966. 145 pp. — In: German Life and Letters. Oxford. New series. Vol. 21, Juli 1968, No 1. (ZA 1968) [Besprechung.]
- Saueressig, Heinz: Fontane-Ausgaben und eine Monographie. (Causerien über Theater, Bd 22,3: Londoner u. Französisches Theater. — Jubiläums-Ausg., Werke in 3 Bden. — Hans-Heinrich Reuter: Fontane. Eine Monographie in 2 Bden.) Alle Nymphenburger Verlagshandlung, München. — In: Schwäbische Ztg, Leutkirch im Allgäu, v. 26. 9. 1968. (ZA 1968) [Besprechung.]
- Schobeß, Joachim: Entdeckungen im Potsdamer Fontane-Archiv. (Briefausg. im Aufbau-Verl. 1968 v. Gotthard Erler.) — In: Märkische Volksstimme, Potsdam, v. 21. 9. 1968. (ZA 1968) [Besprechung.]
- Schobeß, Joachim: „Kundgebungen revolutionären Gepräges“. „Unfriesierte“ Briefe Fontanes aus 56 Jahren (im Aufbau-Verlag). — In: Brandenburgische Neueste Nachrichten, Potsdam, v. 29. 10. 1968. (ZA 1968) [Besprechung.]
- Schobeß, Joachim: „Mensch ist Mensch“. Zum 150. Geburtstag Theodor Fontanes. — In: Heimatkalender für d. Kreis Zossen. 1969, S. 88–92. 8° (69/44)

- Schoßeß, Joachim: Der Nachlaß des „klassischen Berliners“. Das Fontane-Archiv der DDR in Potsdam — ein Zentrum internationaler Fontane-Forschung. — In: Die Wahrheit, West-Berlin, v. 21./22. 9. 1968. (ZA 1968)
- Schorneck, Hans-Martin: Fontane und die Franzosen. Göttingen 1966. 212 S. 4° Göttingen, Phil. Diss. an der Georg-August-Univ. v. 24. 5. 1967. [Maschinenschr., Abz.] (Hf 68/5476 q) [Geschenk von Herrn Dr. Schorneck, Hetjershausen.]
- Schröter, Klaus: Ballade vom unsicheren Kantonisten. War Fontane, wie er zuletzt war? — Ergebnisse neuer Forschung. (Helmuth Nürnberger: „Der frühe Fontane“. Hamburg 1967 u. Hans-Heinrich Reuter: Fontane: Berlin & München 1968.) — In: Christ u. Welt, Stuttgart, v. 8. 11. 1968. (ZA 1968) [Besprechung.]
- Schulz, Eberhard Wilhelm: Fontanes Gesellschaftsbild. — In: Schulz, E. W.: Wort und Zeit. Aufsätze u. Vorträge zur Literaturgeschichte. Neumünster: Wachholtz 1968, S. 60–83. 8° (69/34 q) [Geschenk von Herrn Dr. Walter Wagner, Marburg (Lahn).]
- Schulz, Lore: Fontanes Familienbriefe. (Theodor Fontanes „Briefe“, Bd 1, 353 S. Propyläen-Verl. Berlin.) — In: Der Telegraf. West-Berlin, v. 29. 11. 1968. (ZA 1968) [Besprechung.]
- Sommer, Dietrich: Fontane-Monographie (Hans-Heinrich Reuters). — In: Neues Deutschland, Republik-Ausg. v. 9. 10. 1968. (ZA 1968) [Besprechung.]
- Im Spiegel der Kritik. Hans-Heinrich Reuter: Fontane. — In: National-Ztg, Berlin, v. 27. 9. 1968. (ZA 1968)
- Auf Fontanes Spuren — heute. Frühlingssfahrt ins Oderland 1968. — In: Mitteilungen d. Vereins für d. Geschichte Berlins. Gegr. 1865, Jg. 64, Nr 14 v. 1. 10. 1968. (ZA 1968)
- Tank, Kurt Lothar: Das Beste — Ehrenwort! Drei Biographien von Rang: Lichtenberg, Fontane u. Proust. — In: Deutsches Allg. Sonntagsblatt v. 22. 9. 1968. (ZA 1968) [Besprechung.]
- Wallmann, Jürgen P.: Hans-Heinrich Reuter: „Fontane“. Monographie in 2 Bden. Nymphenburger Verlagshandlung 1968. — In: Rheinische Post, Düsseldorf, v. 13. 7. 1968. (ZA 1968) [Besprechung.]
- Washington, Ida H.: Fontane und Storm: A study in differences. Appleton, Wisconsin: The German Quarterly. 52 (1969), S. 37–43. 8°
- Weßling, Wilhelm: Die Märkischen Streifzüge von August Trinius und Theodor Fontanes Wanderungen durch die Mark Brandenburg. — In: Jahrbuch für brandenburgische Landesgeschichte. Bd 19. 1968, S. 8–20. 4° (69/53) (Geschenk d. Landesgeschichtl. Vereinigung f. d. Mark Brandenburg e. V. 1884.)

Weitere Literaturerwerbungen

- Bratring, F. W. A.: Statistisch-topographische Beschreibung der gesamten Mark Brandenburg. Kritisch durchgesehene u. verb. Neuausg. v. Otto Büsch u. Gerd Heinrich. Mit e. biographisch-bibliographischen Einführung u. 1 Übersichtskt. v. Gerd Heinrich. Berlin: de Gruyter 1968. XLII, 494, 484, 390 S. 8° (Veröffentlichungen d. Hist. Kommission zu Berlin beim Friedrich-Meinecke-Inst. d. Freien Universität Berlin. Bd 22, Neudrucke Bd 2.) (69/42) (Geschenk von Herrn Professor Dr. Gerd Heinrich, West-Berlin.)
- Falk, Gebhard: Lehrbrief ‚Schriftkunde der Neuzeit‘ (mit Schriftproben u. einer Erklärung der Schrift Theodor Fontanes). Als. Ms. gedr. Ministerrat der DDR, Min. des Innern, Staatliche Archivverwaltung. Potsdam 1968. 61 S. 4° (69/60 q) (Geschenk des Staatsarchivs Potsdam.)
- Percy, Thomas: Reliques of ancient english poetry, consisting of old heroic ballads, songs, and other pieces of our carlier poets together with some few of later date, and a copious glossary. London: Bohn 1853. XII, 307 S. 8° (Hf 68/5475) (Geschenk von Herrn John Phillips, England, z. Z. München.)
- Turgenjew, Iwan: Briefe an Ludwig Pietsch. Mit e. Anh.: Ludwig Pietsch über Turgenjew. (Bearb. im Auftr. d. Instituts f. Slawistik d. Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin von Christa Schultze. Mit 11 Abb.) Berlin & Weimar: Aufbau-Verl. 1968. XXXI, 300 S. 8° (69/43) (Geschenk v. Frau Dr. Christa Schultze, Berlin.)

— J. Sch. —

## Buchbesprechungen

**Hans-Heinrich Reuter: Theodor Fontane. Grundzüge und Materialien einer historischen Biografie.** Leipzig: Verlag Philipp Reclam jun. Reclams Universal-Bibliothek 1969. Bd. 372.

Erscheint demnächst.

**Helmuth Nürnberger: Theodor Fontane in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten.** Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag GmbH 1968.

Nicht nur für das Romanwerk Theodor Fontanes, die ‚Gipfelleistung des deutschen kritischen Realismus‘ und das ‚Eigentliche‘ in seiner poetischen Produktion, trifft die ‚Geschichte einer Verspätung‘ zu, auch der Leserschaft des Dichters war sie über Jahrzehnte hindurch anzumerken. Der Balladendichter und märkische Wanderer Fontane galt ihr mehr als der Romancier. Wenig Anregung fand sie bei der literaturwissenschaftlichen Fachwelt, die über Ansätze in der Fontane-Rezeption nicht hinaus kam und den Dichter längst nicht in dem ihm gebührenden Maße beachtete. Erst in jüngster Zeit wurde dieser Rückstand aufgeholt. Die ‚Fontane-Renaissance‘ in der Gegenwart – für Publikum und wissenschaftliche Forschung gleichermaßen zutreffend – manifestiert sich in umfangreichen editorischen Vorhaben. Ein Ereignis war das Erscheinen der großen Fontane-Monographie von Hans-Heinrich Reuter. Zur Aufhellung des Bildes vom ‚frühen Fontane‘ trug 1967 Helmut Nürnberger bei.

Von beiden Verfassern liegen nun Biografien über Fontane vor, die sich vorwiegend an eine breitere Öffentlichkeit wenden. Reuter folgt darin weitgehend seiner Monographie; der chronologischen Biografie und den Werkinterpretationen ist ein theoretisches Kapitel vorangestellt, das sich mit der „historischen“ Autobiographie“ Fontanes beschäftigt: Fontane sieht seine widersprüchlichen Kindheits- und Jugenderlebnisse, bedingt durch den Gegensatz von Herkunft und Heimat, Kolonistentum und Preußentum, nicht als Zufälliges an, sondern er sieht sie in der Geschichte begründet. So sind seine Protzen und Thormeyer, Neuruppiner Gestalten aus den ‚Wanderungen durch die Mark Brandenburg‘, nicht Einzelercheinungen, sondern typische Vertreter des Preußentums im preußischen Neuruppin.

Nur schwer vermag er sich anfangs aus diesem ‚Teufelskreis‘ von Herkunft und Heimat – vertreten durch Michel Protzen auf der einen und Calvin auf der anderen Seite – zu lösen. Verschiedene Auswege sucht er. Dem Bourgeois Michel Protzen steht die Idealfigur Othegraven in ‚Vor dem Sturm‘ gegenüber, dessen ‚Tod für das Vaterland‘ Fontane als eine

Lösung der Widersprüche erscheint. Die andere Lösung, ‚Flucht vor und aus dem Vaterland‘, zeigt er in den ‚Wanderungen‘ in der historischen Gestalt des Predigers Andreas Fromm – wir finden hier eine deutliche Verlagerung der Autobiografie in die Historie. In ‚Quitt‘, dem ‚ersten Exilroman der modernen deutschen Literatur‘, schafft der Dichter das Modell einer „Gegen-Heimat und ‚Kolonie““, das jedoch nur eine ‚Utopie der Gegenwart‘ zu bleiben vermag.

Erst im Alter bricht er mit dem ‚Stechlin‘ aus diesem Teufelskreis aus, ist die „historische‘ Autobiografie“ beendet. Den Pastor Lorenzen läßt er die Erkenntnis aussprechen, daß das Neue durch die Kraft des ‚vierten Standes‘ kommen wird.

Reuters Anliegen ist es, darzulegen, wie die Widersprüche in Fontanes Leben und Werk schließlich zum Durchbruch des ‚Eigentlichen‘ führten. Auch Nürnberger räumt dem Alterswerk den Vorrang ein, wobei er jedoch die einzelnen Lebensabschnitte gleichermaßen ausführlich behandelt. Sein Ziel besteht darin, ‚Interesse für den schwierigen Weg des Menschen, für die Eigenart des Künstlers zu wecken‘. In Hinsicht auf Fontanes politische und literarische Entwicklung geht er jedoch mit Reuter nicht konform. Nürnberger vertritt die Ansicht, ‚daß es in Fontanes Kritik zwar eine Entwicklung gab, daß sie aber immer unabhängig blieb, keine parteilich gebundene Tendenz zeigte‘. Und weiter: ‚Sie bewegte sich nicht mit der Zielkraft einer Waffe.‘ Nürnbergers Büchlein erschien inzwischen in einer zweiten, verbesserten Auflage.

Die Biografien sind mit Anhangteilen versehen, die Anmerkungen, Zeit-  
tafel, Personenregister, Primär- und Sekundärliteratur enthalten. Nicht  
zuletzt gewinnen beide durch vielseitiges Bildmaterial, das größtenteils  
aus dem Potsdamer Fontane-Archiv stammt.

– Joachim Göbel –

## Mitteilungen

### Benutzer des Fontane-Archivs 1968

Frederick *Betz*, Indiana-University Bloomington (USA), z. Z. Westberlin; Heinz *Bormann*, Graphiker, Magdeburg; Roland *Charpiot*, Caen in Frankreich; Horst *Erdmann*, Neuruppin; Gotthard *Erlor*, Peter *Goldammer*, Anita *Golz* und Jürgen *Jahn* vom Aufbau-Verlag; Christel *Laufer*, Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin; Rudolf *Mingau* vom Aufbau-Verlag; Helena *Mozolewska*, Poznań; Urszula *Nuszkiewicz*, Gdańsk; John *Phillips*, England, z. Z. München; Dr. Helmut *Richter*, Berlin; Ursula *Ruscher*, Teltow; Dr. Christa *Schultze*, Berlin; Dr. Joachim *Seyppel*, Westberlin; Brigitt *Stolz*, Kleist-Gedenkstätte, Frankfurt (Oder); Irena *Wojtecka*, Poznań.

### Gäste aus Leningrad

Am 12. Dezember 1968 besuchte der Doktor der Wissenschaften Georgi Fridlender aus Leningrad das Fontane-Archiv. Dr. Fridlender arbeitet als Literaturwissenschaftler und hat u. a. Bücher über Lessing und Schiller sowie über die Kunstansichten von Marx und Engels geschrieben. Am Abend fand eine Aussprache im Fontane-Kreis statt. Der sowjetische Gast, der in deutscher Sprache über seine Aufgaben am Leningrader Puschkinhaus sprach, sagte u. a.: „Fontane ist bei uns in der Sowjetunion gut bekannt. Er wurde bereits im Rußland der neunziger Jahre übersetzt. Jetzt ist bei uns eine Neuauflage des Romans ‚Effi Briest‘ erschienen.“ Dem Wissenschaftler konnten im Fontane-Archiv die eigenhändige Niederschrift des Dichters der Besprechung von Turgenjews ‚Neuland‘ (1876) und die Briefe Wilhelm Wolfsohns aus Odessa (1849 bis 1860) an Fontane gezeigt werden. Dr. Fridlender schrieb u. a. in das Gästebuch: ‚Die große Liebe zu dem nationalen Erbe und die geleistete umfangreiche Arbeit, mit der ich hier vertraut gemacht wurde, haben auf mich einen starken Eindruck gemacht... ich hoffe, auch in Zukunft ein Gast des Fontane-Archivs zu sein.‘

Etwa dreißig sowjetische Studentinnen, die Germanistik studieren und Gäste der Pädagogischen Hochschule Potsdam waren, besichtigten eingehend das Fontane-Archiv.

### Übernahme von Zeitungsausschnittsammlungen

Von der Universitäts-Bibliothek der Humboldt-Universität Berlin wurde als Dauerleihgabe eine Zeitungsausschnittsammlung (‚Sammlung Emden‘) übernommen. Vor längerer Zeit konnte bereits die Ausschnittsammlung

des ‚Märkischen Museums‘, Berlin, auf dem Tauschwege erworben werden.

Diese zwei Sammlungen stellen eine wertvolle Ergänzung der großen Ausschnittsammlung des Archivs dar, die von Theodor Fontane 1870 angelegt und von seinen Söhnen und dem Fontane-Archiv bis in die Gegenwart fortgesetzt worden ist. Zur Zeit birgt das Archiv etwa 5000 katalogisierte Zeitungsartikel.

Der amerikanische Doktorand Frederick Betz, der im Fontane-Archiv an seiner Dissertation ‚Die Rezeption von Theodor Fontanes Romanen in der deutschen Kritik von 1878 bis 1914‘ arbeitete, urteilte über die Sammlung: „Weil ich mich bei meiner Arbeit im Fontane-Archiv fast ausschließlich mit der reichhaltigen Zeitungsausschnittsammlung beschäftigt habe, möchte ich sie als besonders aufschlußreiche und wertvolle Quelle zu Fontanes Wirkungsgeschichte empfehlen.“

#### **Dr. Albin Schultz, Nestor der Fontaneforschung**

Wie wir von Herrn Dr. phil. habil. Hans-Heinrich Reuter erfuhren, lebt der Nestor der Fontaneforschung, Herr Dr. phil. Albin Schultz, nunmehr achtzig Jahre alt, in Quedlinburg. Dr. Schultz schrieb 1911, von Dr. Reuter in seiner Biographie ‚Fontane‘ besonders hervorgehoben, an der Universität Greifswald seine wegweisende Dissertation: ‚Das Fremdwort bei Theodor Fontane. Briefe, Grete Minde, L'Adultera, Irrungen Wirrungen‘.

#### **Ausstellungen**

Wie uns gemeldet wurde, gestaltete das Oderland-Museum in Bad Freienwalde (Oder) im Schaufenster der Optikermeisterin Stoll eine Fontane-Ausstellung mit Büchern, Grafiken und Bildmaterial. Das Schiller-National-Museum in Marbach am Neckar, mit dem das Fontane-Archiv seit etwa elf Jahren eine gute Zusammenarbeit pflegt, bereitet unter der Leitung von Herrn Dr. Walther Migge zum 150. Geburtstag Theodor Fontanes eine Gedenkausstellung vor. Das Heimatmuseum Neuruppin zeigt vom Dezember 1969 bis zum März 1970 die Ausstellung: „Fontanes Beziehungen zur ‚Grafschaft‘ Ruppin.“

#### **Geschenke der Nymphenburger Verlagshandlung und des Hanser-Verlages, München**

Die auf den Seiten 290/291 angezeigte ‚Fontane-Jubiläums-Dünndruck-Ausgabe‘ ist von der Nymphenburger Verlagshandlung als Geschenk eingegangen. — Der Hanser-Verlag hat eine dreibändige, vorzüglich kommen-



tierte Ausgabe der ‚Wanderungen durch die Mark Brandenburg‘ herausgegeben und dem Fontane-Archiv übersandt.

### Vorankündigungen

Zum 150. Geburtstag Theodor Fontanes am 30. Dezember 1969 veröffentlichen wir:

1.) *Sonderheft 2 der ‚Fontane-Blätter‘*: ‚Zur Entstehungs- und Wirkungsgeschichte Fontanescher Romane‘. Aus den Kommentaren zur achtbändigen Ausgabe der Romane und Erzählungen, die zum 150. Geburtstag des Dichters im Aufbau-Verlag, Berlin und Weimar, erscheint. Mit einem Anhang: Neue Fontane-Texte im Aufbau-Verlag 1969. Redaktion: Gotthard Erler (etwa 100 Druckseiten).

2.) *Band 2, Heft 1*: Herr Professor Dr. habil. Hans-Werner Seiffert, Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin, hat die Zusage gegeben, in diesem Heft die unveröffentlichte ‚Rr-Novelle‘ von Fontane und Aufzeichnungen zu den Likedeelern zu bringen. Aus dem Fontane-Archiv veröffentlichen Gotthard Erler die Aufzeichnung Fontanes ‚Melusine von Cadoutal‘ und Dr. Christa Schultze in dem Aufsatz ‚Fontane und Ludwig Pietsch‘ dreizehn unveröffentlichte Briefe Theodor Fontanes.

— J. Sch. —

### Vorträge

Am 14. Februar 1969 hielt Herr Dr. phil. habil. Hans-Heinrich Reuter am Institut d'Etudes Germaniques der Sorbonne in Paris einen Vortrag über das Thema „Grundzüge und Entwicklung der Erzählkunst Theodor Fontanes“.

★

Am 31. Oktober 1968 hielt der Leiter des Fontane-Archivs Potsdam, Herr Joachim Schobeß, vor etwa fünfzig Lehrern und Erziehern der Oberschule Sperenberg einen anspruchsvollen Vortrag zu dem Thema ‚Fontane und das politische Zeitgeschehen‘.

Als im Lehrerkollegium dieser Vortrag angekündigt wurde, herrschte allgemeine Zustimmung. Viele Kollegen bereiteten sich gründlich auf das Thema vor. In Pausengesprächen in der Schule kam zum Ausdruck, daß Theodor Fontane auch heute noch viele interessierte Leser hat.

Ein Kollege sagte zum Beispiel, daß er das Gefühl gerade bei Fontane habe, dieser Dichter weile noch unter den Lebenden. Es mag übertrieben klingen, und doch sind Fontanes Romane und Romangestalten beim

Lesen einem so stark gegenwärtig, daß sie sehr oft noch Menschen unserer Zeit sein könnten.

Während des Vortrages wurde einem bewußt, wo die Ursachen dieser Zeitnähe Theodor Fontanes liegen.

Fontane war ein Kind seiner Zeit. Aber er betete diese Zeit nicht an, sondern betrachtete sie kritisch und sagte über sie, was ihm nicht gefiel. Herr Schobeß verstand es ausgezeichnet, diese Wechselwirkung zwischen Dichter und objektiver Realität herauszuarbeiten. Gerade in der anschließenden Diskussion wurde dieser auffallenden Erscheinung im Schaffen Fontanes Bedeutung geschenkt. Eine Kollegin betonte, daß ihr besonders durch diesen Vortrag Fontanes Stellung zur Gesellschaft und die Widerspiegelung der gesellschaftlichen Erscheinungen in Fontanes Denken klar wurde.

Allgemein wurde begrüßt, daß im Fontanejahr 1969 ein weiterer Vortrag, unterstützt durch Lichtbilder und Schallplatten, folgen soll.

Ein unmittelbarer Erfolg dieses Vortrages war, daß zwei Kollegen die Fontane-Blätter bestellten.

Andere Kollegen äußerten das Bedürfnis, in den nächsten Wochen etwas von und über Fontane zu lesen, um das zu vertiefen, was im Vortrag angeklungen war.

Man kann abschließend sagen, ein gelungener Abend, der keine Eintagsfliege bleiben darf.

Norbert Zimmermann, Direktor der Oberschule Sperenberg

## **Abschluß des Bandes 1**

**Mit dem Heft 8 schließen wir Band 1 der „Fontane-Blätter“ ab.**

**Das nächste Heft erscheint als Band 2, Heft 1.**

### Nachruf

Am 27. November 1968 starb, kurz vor der Vollendung ihres achtzigsten Lebensjahres, Frau Gertrud Grosse, geborene Fontane, in Murnau in Oberbayern. Frau Gertrud Grosse war die letzte lebende Enkelin Theodor Fontanes; sie hat ihren Großvater noch persönlich gekannt. Frau Grosse nahm lebhaften Anteil an der Arbeit des Theodor-Fontane-Archivs und war eine aufmerksame Leserin der ‚Fontane-Blätter‘. Sie war ein bis ins tiefste schöngeistiger Mensch, durchdrungen von dem Wunsch, gut zu sein und Gutes zu tun. Im Sommer 1968 las sie mit Ergriffenheit die zweibändige Fontane-Biographie von Hans-Heinrich Reuter und beschäftigte sich immer wieder neu mit ihr. Frau Gertrud Grosse hinterläßt drei Töchter und zahlreiche Enkel, die sich dem Erbe Theodor Fontanes verpflichtet fühlen und enge Verbindungen zum Fontane-Archiv haben. Wir werden Frau Gertrud Grosse, geborene Fontane, ein ehrendes Andenken bewahren.

Theodor-Fontane-Archiv und  
Redaktion der ‚Fontane-Blätter‘

### Deutsche Staatsbibliothek übernahm Fontane-Archiv

Das Theodor-Fontane-Archiv wurde mit Wirkung vom 1. Januar 1969 der Deutschen Staatsbibliothek, Berlin, angeschlossen, die als zentrale wissenschaftliche Bibliothek der DDR das wissenschaftliche und kulturelle Erbe des deutschen Volkes pflegt und zentrale Aufgaben von nationaler und internationaler Bedeutung wahrnimmt.

Der Sitz der Dichtersammlung, als Potsdamer Fontane-Archiv in der Welt bekannt, bleibt die Havelstadt Potsdam. Die Anschrift lautet:

Theodor-Fontane-Archiv der Deutschen Staatsbibliothek  
(DDR 15) Potsdam, Dortustraße 30–34  
Telefon: 47 51 / 1 33 u. 1 20. Telegrammanschrift: Fontane-Archiv,  
Potsdam, Dortustraße 30–34

Alle Zahlungen bitten wir zu richten an Konto-Nr. 414 beim Postscheckamt (PSchA) 108 Berlin, Deutsche Staatsbibliothek.

## Inhaltsverzeichnis Heft 8

Theodor Fontane:

Zwei unveröffentlichte Briefe an Emilie Fontane  
und Dr. Carl Credner . . . . . 385

Frido Mětsk (Bautzen):

Das Oderland in Fontanes Wendenkonzeption . . . . . 388

Masaru Fujita (Yamagata in Japan):

Ein umstrittener Spruch des alten Fontane (mit einem unver-  
öffentlichten Brief von Thomas Mann aus dem Fontane-  
Archiv) . . . . . 410

Pierre-Paul Sagave (Paris):

Fontaneforschung an der Universität Paris . . . . . 423

John Phillips (England, z. Z. München):

James Morris, der unbekante Freund Theodor Fontanes 427

Aus der Arbeit des Theodor-Fontane-Archivs

(Neuerwerbungen und Neuerscheinungen) . . . . . 450

Mitteilungen . . . . . 462

# Fontane-Blätter

## Inhaltsverzeichnis des Bandes I

Peter <i>Wruck</i> : Zum Zeitgeschichtsverständnis in Theodor Fontanes Roman ‚Vor dem Sturm‘ . . . . .	1
Ernst <i>Tietze</i> : Vom Oderbruch und den Oderbrüchern . . . . .	9
George <i>Salomon</i> : ‚Wer ist John Maynard?‘ Fontanes tapferer Steuermann und sein amerikanisches Vorbild . . . . .	25
Christa <i>Schultze</i> : Theodor Fontane und die russische Literatur . . .	40
Hans-Heinrich <i>Reuter</i> : Das Bild des Vaters . . . . .	61
Heino <i>Brandes</i> : Symposion und Feierstunde zum dreißigjährigen Bestehen des Fontane-Archivs . . . . .	75
Joachim <i>Schobeß</i> : Über den Wiederaufbau des Fontane-Archivs	86
Georg und Hans <i>Friedlaender</i> : Briefe an Friedrich Fontane. Mitgeteilt von Kurt Schreinert . . . . .	109
Christa <i>Schultze</i> : Theodor Fontane und K. A. Varnhagen von Ense im Jahre 1848 . . . . .	139
Weiteres zu ‚ <i>John Maynard</i> ‘: Der Schiffsname ‚Schwalbe‘ . . . . .	153
Hans-Erich <i>Teitge</i> : Zur Ehrenpromotion Theodor Fontanes . . . .	156
Joachim <i>Schobeß</i> : Ein Besuch bei Gertrud Schacht . . . . .	158
Charlotte <i>Jolles</i> : „Und an der Themse wächst man sich anders aus als am ‚Stechlin‘“ . . . . .	173
Heinz <i>Haufe</i> : Fontanes Blechen-Bild . . . . .	192
Werner <i>Lincke</i> : Theodor Fontane als Theaterkritiker . . . . .	204
Richard <i>Städicke</i> : Die Einweihung des Fontanedenkmals in Neuruppin 1907 . . . . .	216
Heino <i>Brandes</i> : Handschriften für ein Butterbrot . . . . .	219
Theodor <i>Fontane</i> : Unveröffentlichte Briefe an den Sohn Friedrich	237
Theodor <i>Fontane</i> : Unveröffentlichte Briefe an Friedrich Stephany, Eugen Wolff, Emmy Seegall, Karl Holle . . . . .	239
Theodor <i>Fontane</i> : Unveröffentlichter Dankes-Toast an den Rütli	243
Theodor <i>Fontane</i> : Unveröffentlichte Gedichte . . . . .	245
Peter <i>Goldammer</i> : Storms Werk und Persönlichkeit im Urteil Theodor Fontanes . . . . .	247
David <i>Turner</i> : Marginalien und Handschriftliches zum Thema: Fontane und Spielhagens Theorie der ‚Objektivität‘ . . . . .	265

In memoriam Kurt <i>Schreinert</i> . . . . .	283
Erna <i>Kretschmann</i> : Freienwalder Freundeskreis ‚Theodor Fontane‘	284
Henry H.-H. <i>Remak</i> : Aus dem Gästebuch des Fontane-Archivs ‚Potsdam, Jägertor und Havel...‘ . . . . .	297
Theodor <i>Fontane</i> : Unveröffentlichte Briefe an Friedrich und Karl Eggers . . . . .	309
Gotthard <i>Erler</i> : ‚Ich bin der Mann der langen Briefe‘. Bekanntes und Unbekanntes über Fontanes Briefe . . . . .	314
Gerhard <i>Engelmann</i> : Theodor Fontane und Heinrich Berghaus . . .	331
Heinz-Dieter <i>Krausch</i> : Die natürliche Umwelt in Fontanes ‚Stechlin‘. Dichtung und Wirklichkeit . . . . .	342
Gotthard <i>Erler</i> : Die Dominik-Ausgabe. Eine notwendige Anmerkung	354
Theodor <i>Fontane</i> : Zwei unveröffentlichte Briefe an Emilie Fontane und an Dr. Carl Credner . . . . .	385
Frido <i>Mětšk</i> : Das Oderland in Fontanes Wendenkonzeption . . . . .	388
Masaru <i>Fujita</i> : Ein umstrittener Spruch des alten Fontane . . . . .	410
Paul-Pierre <i>Sagave</i> : Fontane-Forschung an der Universität Paris	423
John <i>Phillips</i> : James Morris, der unbekannte Freund Theodor Fontanes . . . . .	427

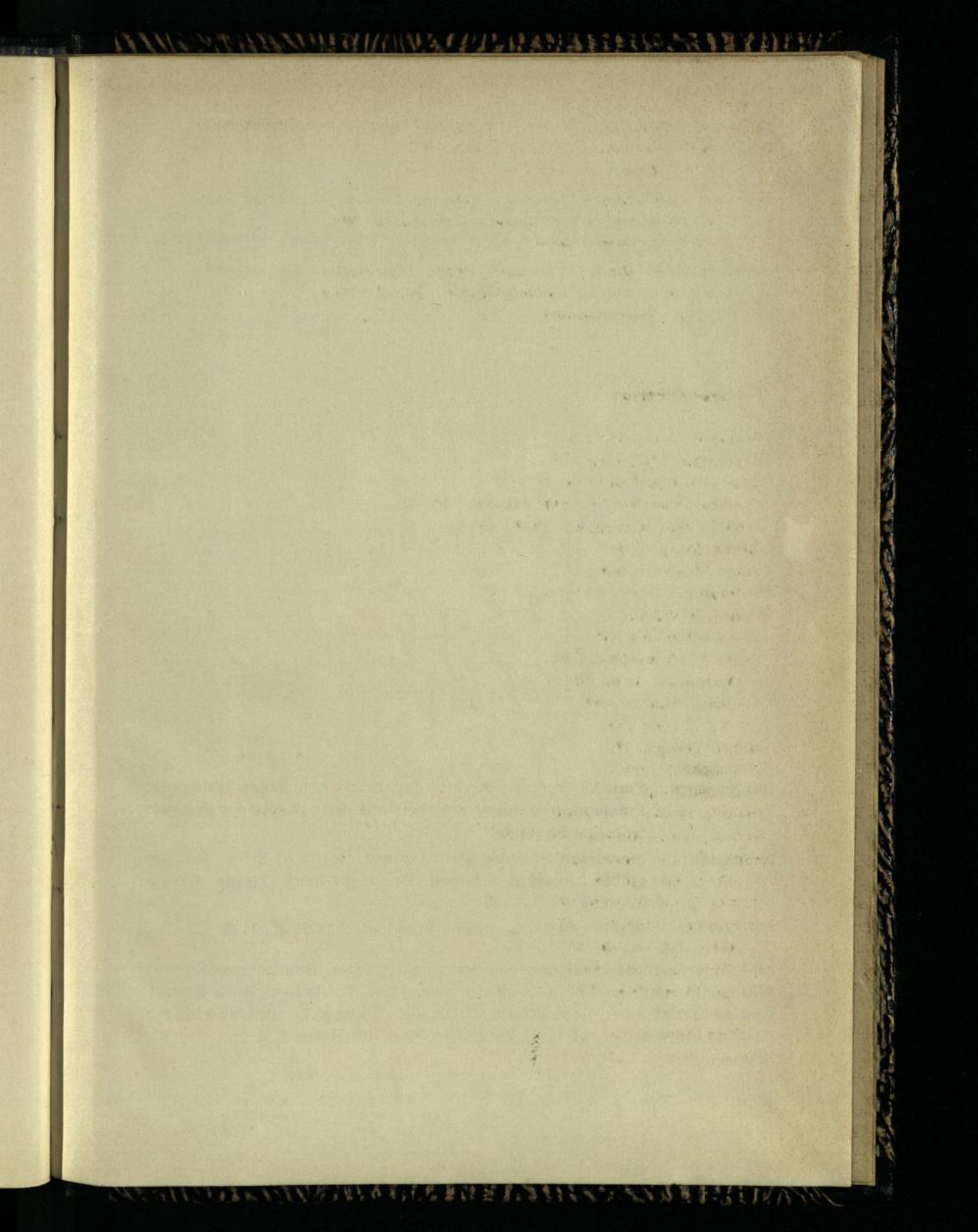
### **Besprochene Bücher**

Pierre-Paul <i>Sagave</i> : Fontane, Schach von Wuthenow. Dichtung und Wirklichkeit. Deutung und Dokumentation. Berlin 1966. (Rez. Joachim Schobeß) . . . . .	102
Walter <i>Wagner</i> : Die Technik und Vorausdeutung in Fontanes ‚Vor dem Sturm‘ und ihre Bedeutung im Zusammenhang des Werks. Marburg 1966. (Rez. Peter Wruck) . . . . .	231
Hans-Heinrich <i>Reuter</i> : FONTANE. Berlin 1968 (Rez. Joachim Schobeß) . . . . .	301
Theodor Fontanes Werk in unserer Zeit. Symposion zur 30-Jahr- Feier des Fontane-Archivs. Potsdam 1966. (Rez. Peter Wruck)	303
Theodor <i>Fontane</i> : Briefe in zwei Bänden. (Ausgew. und erl. von Gotthard Erler.) (Rez. Joachim Krueger) . . . . .	369
Helmuth <i>Nürnbergger</i> : Der frühe Fontane. 1840 bis 1860. Politik, Poesie, Geschichte. Hamburg 1967. (Rez. Gotthard Erler) . . .	371

Richard Brinkmann: Theodor Fontane. Über die Verbindlichkeit des Unverbindlichen. München 1967. (Rez. Hans-Heinrich Reuter) . . . . .	373
Helmuth Nürnberger: Theodor Fontane in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten. Reinbek bei Hamburg 1968. (Rez. Joachim Göbel) . . . . .	460
Hans-Heinrich Reuter: Theodor Fontane. Grundzüge und Materialien einer historischen Biografie. Leipzig 1969. (Rez. Joachim Göbel) . . . . .	460

**Verfasser-Register**

Brandes, Heino	75. 219
Engelmann, Gerhard	331
Erler, Gotthard	314. 354. 371
Fontane, Theodor	237. 239. 243. 245. 309. 385
Friedlaender, Georg und Hans	109
Fujita, Masaru	410
Göbel, Joachim	460
Goldammer, Peter	247
Haufe, Heinz	192
Jolles, Charlotte	173
Krausch, Heinz-Dieter	342
Kretschmann, Erna	284
Krueger, Joachim	369
Lincke, Werner	204
Mann, Thomas	410
Mětsk, Frido	388
Philipps, John	427
Remak, Henry H.-H.	297
Reuter, Hans-Heinrich	61. 373
Sagave, Paul-Pierre	423
Salomon, George	25
Schobeß, Joachim	86. 102. 158. 301
Schreinert, Kurt	109. 283
Schultze, Christa	40. 139
Städicke, Richard	216
Teitge, Hans-Erich	156
Tietze, Ernst	9
Turner, David	265
Wruck, Peter	1. 231. 303





Herausgeber: Theodor-Fontane-Archiv der Deutschen Staatsbibliothek,  
Potsdam, in Zusammenarbeit mit dem „Kreis der Freunde  
Theodor Fontanes“.

Redaktion: Dr. Heino Brandes, Paul Conrad, Gotthard Erler, Joachim  
Göbel, Joachim Schobeß, Dr. Hans-Erich Teitge, Ursula  
Wysbar.

Druck: Märkische Volksstimme Potsdam I 16 01 F 294 69

Die „Fontane-Blätter“ können aus der westdeutschen Bundesrepublik, aus  
Westberlin und aus dem Ausland über den Deutschen Buch-Export,  
Abt. Zeitschriften u. Beschaffung, (DDR 701) Leipzig, Leninstraße 16, auf  
Fortsetzung bezogen werden. Vergriffen sind die Hefte 1, 4 und 5 sowie  
Sonderheft 1.

